Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

42. Jahrg. | Scottdale, Pa., 26. November 1919. | No. 48.

Der Mensch denkt

„Alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet; so wird es euch werden.“ Mark. 11, 24.

„Desselbigen gleichen auch der Geist hilft unserer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen.“ Röm. 8, 26.

„Und das ist die Freudigkeit, die wir haben zu ihm, daß, so wir etwas bitten nach seinem Willen, so höret er uns.“ 1. Joh. 5, 14.

Aber Gott lenkt

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

MENNONITISCHE

Rundschau

Published by the
Mennonite Publication Board
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Published every Wednesday.

Subscription price $1.00 per year in advance.

All correspondence and business matter should be addressed:
C. B. Wiens, Editor.
MENNONITE PUBLISHING HOUSE
Scottdale, Pa.

26. November 1919.

„Gäste und Fremdlinge."

Ich bin ein Gast nur auf der Erde,
Ich bin ein Pilger in der Welt.
Hier trag' ich Mühe und Beschwerde,
Bis einst mein Leib zu Staub zerfällt.
Nichts ist ja in der Welt mein eigen,
Was ich hier habe ist nicht mein!
Wie hoch ich auch hier möge steigen,
Ich kann nur Gast und Pilger sein.

Glaubenserkenntnis.

Weil es ein totes Wissen von christlichen Dingen gibt, das keinen Menschen selig macht, und weil es eine anmaßende Wissenschaft gibt, welche die göttlichen Dinge auf den menschlichen Horizont herabziehen will, meinen manche Gläubige, die Erkenntnis sei für das Christentum überhaupt von wenig Bedeutung oder gar gefährlich, und der rechte Glaube sei, wie andererseits der Unglaube, lediglich Sache des Willens. Diese Auffassung entspricht indessen weder der Heiligen Schrift noch der Erfahrung. Der Glaube beruht teils auf dunklen Gefühlen und Ahnungen, teils auf deutlicher Lehre und Erkenntnis. Aus Gefühl und Erkenntnis erwachsen Willensentschlüsse hervor, durch ernstliches Wollen und entsprechendem Lernen und Nachdenken entstehen neue Gefühle und Erkenntnisse, die wieder neue Willensstrebungen hervorbringen usw., und in diesem Zusammenwirken der verschiedenen, unter sich innigst verbundenen Seelenkräfte wächst der Glaube. Das kann jeder an sich selbst beobachten, und auf diese Tatsache baut auch die Heilige Schrift, indem sie Fühlen, Denken und Wollen des Menschen in Anspruch nimmt. Das gesunde und kräftige Wachstum des Glaubens ist daher dadurch bedingt, daß jene drei Tätigkeiten der Seele der göttlichen Ordnung entsprechend zusammenwirken. Wo das nicht geschieht, wo die eine Seite des Seelenlebens vernachlässigt wird oder die andere überwuchert, da gibt es allerlei üble Folgen: Schwächen, Einseitigkeiten, Uebertreibungen, Verirrungen nach der Seite des Unglaubens oder nach der des Aberglaubens, nach der Seite der Werkgerechtigkeit oder nach der Seite der sittlichen Trägheit usw., wie man das alles täglich sehen kann bei Altgläubigen und bei Neugläubigen und jeder an sich selbst.

So gehört denn zu einem gesunden Wachstum des Glaubens namentlich auch ein Zunehmen in der Erkenntnis, was die Heilige Schrift vielfach hervorhebt. Vergl. z. B. Spr. Kap. 1—3; Eph. 1, 17—19; Kol. 1, 11; 1. Kor. 14, 20 usw. Nur muß man dabei stets dessen eingedenk bleiben, daß die Glaubenserkenntnis nicht aus der menschlichen Wissenschaft, nicht aus der Philosophie, nicht aus der Betrachtung der Geschichte oder der Natur mit dem natürlichen Menschenverstand, sondern nur aus dem geoffenbarten Wort Gottes zu gewinnen ist, und daß man sie auch daraus nur dann gewinnt, wenn man rein aus dem Wort Gottes schöpft, sein Fühlen, Denken und Wollen nach dem Wort Gottes bildet, und nicht umgekehrt das Wort Gottes nach unseren menschlichen Vorstellungen und Neigungen auslegt und modelt. Es gibt eine unheilige Wissenschaft, welche sich auch des Wortes Gottes bemächtigen will, es aber sowenig in der Bibel findet, als der Astronom mit dem Fernrohr Gott, oder der Anatom mit dem Seziermesser die Seele finden kann. Es gibt aber auch eine heilige Glaubenserkenntnis, welche auf dem von Gott geordneten Weg zu suchen und zu finden ist. Aber ein Suchen und Arbeiten ist auch hier auf Seiten des Menschen nötig. Der Mensch muß das Feld bestellen, Gott den Segen dazu geben; dieses Gesetz gilt auch auf dem geistlichen Gebiet. Ebenso wichtig ist auch ein Zweites, das man bei der Pflege der Glaubenserkenntnis zur Weisheit werden und so im christlichen Wandel fruchtbar werden muß. Wo das nicht geschieht, wirkt sie ungesund wie unverdaute Speise. Wo aber schon die Erkenntnis fehlt, da kann auch keine Weisheit kommen. Daß so wenig Weisheit unter uns ist, kommt nicht bloß daher, daß man der Wahrheit nicht treu genug gehorcht, sondern vielfach auch daher, daß man die Wahrheit nicht einmal recht kennt. Die Bibel ist ein dickes Buch, das viel Fleiß erfordert; aber wie wenig wird sie gelesen und darüber nachgedacht! Die Mahnung, daß die Erkenntnis zur Weisheit werden müsse, darf indessen nicht mißverstanden werden. Man darf nicht meinen, alles, was man erkenne, müsse sofort auch als Weisheit im Wandel sich zeigen, und was man augenblicklich nicht praktisch verwerten könne, das brauche man auch nicht zu erkennen. Die Umwandlung der Erkenntnis in Weisheit geht allmählich vor sich, und was ich heute noch nicht zu verwerten weiß, kann mir ein andermal wichtig werden. Es ist wie in einer Uhr, wo es Räder gibt, die in kurzer Zeit sich oftmals um ihre Achse drehen und fortwährend in andere Räder eingreifen, und andere Räder, die nur langsam sich bewegen und nur selten eine sichtbare Wirkung hervorbringen, dennoch aber zum Ganzen notwendig sind. Außerdem darf man bei der Weisheit nicht bloß an das richtige Verhalten im äußeren Wandel denken; man braucht auch Weisheit für das eigene innere Leben, für sein eigenes Lesen und Beten, für seinen Glauben und Hoffen. Wie viele werden oft mit ihrem Hoffen zu schanden oder irre am Glauben, weil ihre Bitten nicht erhört werden! Warum? Weil sie nicht bitten nach Gottes Willen (1. Joh. 5, 14), und sie können das nicht, weil sie sich nicht bemühen, verständig zu werden, daß sie prüfen können, was Gottes Wille sei. Eph. 5, 10. 17. So rächt sich die Vernachlässigung der Erkenntnis im Glaubensleben. Das wahre Christentum soll sich allerdings in Beweisung des Geistes und der Kraft zeigen (1. Kor. 2, 4), aber damit ist die Pflege der Erkenntnis nicht ausgeschlossen, sondern vorausgesetzt; ohne Erkenntnis gibt es keine Beweisung des Geistes und der Kraft, „blinder Eifer schadet nur." Paulus stellt auch in der eben angeführten Stelle die Beweisung des Geistes und der Kraft nicht in Gegensatz zu der sonst von ihm so vielgepriesenen Erkenntnis, sondern in Gegensatz zur Menschenweisheit. Br. Botschafter.

Die Entstehung der Krimmer Mennoniten Brüdergemeinde.

(Aus dem „Wahrheitsfreund.")

Die Entstehung dieser Gemeinde war, nach meiner geringen Erkenntnis, ein Werk des Heiligen Geistes. Denn Gott, der da will, daß niemand verloren werde, sondern zur rechten Erkenntnis der Wahrheit komme, fing sein Werk auch in dem Dorfe Annenfeld (Schuscha) an, in einigen Seelen, die überzeugt wurden von ihrem verlorenen Zustand, und als Sünder sich erkannten, in Seelenangst gerieten und die Hölle vor sich offen sahen. Besonders war dieses der Fall mit meiner lieben Frau, welche diese ihre Erfahrung in einem Traktat gedruckt gegeben hat. Später hat sie aber durch den Glauben an Christum Vergebung der Sünden und den Frieden mit Gott erlangt, nach Römer 5, 1.

So waren mehrere, welche Erfahrungen gemacht hatten von Vergebung ihrer Sünden, den Frieden mit Gott und die Zuversicht und Hoffnung des ewigen Lebens erlangt hatten durch das Blut Jesu des Sohnes Gottes. Durch Buße, Reue und Leidwesen über das verlorene Leben und durch den Glauben an Christum waren sie wiedergeboren, an ihrem Herzen verändert, und hatten das Zeugnis des Geistes in ihrem Herzen, das sie Kinder Gottes und Miterben Christi seien.

Diese kamen dann zusammen, sangen u. beteten und erbauten sich aus Gottes Wort und andern erbaulichen Schriften. Später kamen wir auch in Unruhe über unsere Taufe, nämlich daß wir nicht auf einen lebendigen wiedergeborenen Glauben getauft waren. Wir suchten und forschten in der Heiligen Schrift auch in Menno Simons Schriften und dem Märtyrerspiegel und fanden, daß ein toter Glaube und ein blo-

ßes Mundbekenntnis keine Verheißung in der Heiligen Schrift finde. Ohne die neue Geburt aus Wasser und Geist kann niemand in das Reich Gottes eingehen. Folglich konnte auch unsere äußerliche Besprengung ohne lebendigen Glauben uns keine Beruhigung geben. Deshalb wollte auch Philippus den Kämmerer nicht taufen, wenn er nicht von ganzem Herzen glaubte; aber er bekannte: „Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist", worauf er dann die Taufe im Wasser empfing. Das war also der Gebrauch der Taufe, im Wasser; so ließ auch Jesus sich taufen mit den Worten: „Also gebühret es uns alle Gerechtigkeit zu erfüllen."

Zu diesem gab auch die Schriftstelle, Jeremia 6, 16, wichtige Belehrungen: „Tretet auf die Wege und schauet, und fraget nach den vorigen Wegen, welches der gute Weg sei, und wandelt darinnen, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen." Also auf die Wege Gottes, unsers Heilandes, und der Apostel und der ersten Christen sollen wir schauen und darinnen wandeln, um Ruhe zu finden für unsere Seelen.

Die nun durch die Erweckung an Jesum gläubig geworden waren und sich mit einander liebten, kamen, nach anhaltendem Gebet und Forschen in dem Worte Gottes wie auch in andern Schriften und Uebersezzungen, als Märtyrerspiegel und Chroniken der ersten apostolischen Gemeinden zu dem Entschluß, sich zu organisieren als Gemeinde Gottes, auf dem Grund der Lehre Jesu und der Apostel und Propheten, welches auch unter der Leitung des Heiligen ausgeführt wurde, dort auf der Halbinsel Krimm in Süd-Rußland, am 21. September 1869, trifft also auf den 3. Oktober nach unserer Zeitrechnung. An diesem Datum wurde nämlich das erste Taufest gefeiert, wo 19 Seelen durch die Heilige Taufe in die Gemeinde aufgenommen wurden. Die erste Taufe vollzog einer der ältesten Brüder, der zu diesem Zweck herausgewählt worden war. Die Form der Taufe nahmen wir an nach dem Vorbild Jesu und wie sie die apostolische Gemeinde in der Märtyrerzeit geübt hat. (Siehe Märt.Spiegel Seite 27.)

Die Grundlage im Glaubensleben war:

1. Die Bibel als Gottes heiliges Wort anzuerkennen, geschrieben von Männern Gottes, getrieben durch den Heiligen Geist.

2. Uns der Lehre Jesu in Matth. 5 zu unterordnen, die zugesprochenen Seligkeiten durch den Glauben an Jesu anzunehmen. Dann auch uns zu bewegen in der Lehre von der Friedfertigkeit, Brüderlichen Versöhnung, Heilighaltung der Ehe, keinen Eid schwören oder Rache zu üben, sondern als wehrlos Jesum nachzufolgen, die Feinde zu lieben, worauf Jesus das Kindesrecht zuspricht. Diese Lehre wird von den Aposteln und Propheten bestätigt.

3. Die Lehre von der Taufe, nach Matth. 3, 13—17, vom Abendmahl, Luk. 22, und 1. Kor. 11, und von der Fußwaschung, Ev. Joh. 13 zu befolgen.

4. An der Innern und Aeußern Mission nach Kräften mitzuhelfen um Verlorne zu retten für das ewige Leben.

5. Gemeindezucht sollte nach Matth. 18 geübt werden.

Unser Glaubensbekenntnis richtet sich nach den 18 Artikeln, die die ersten Mennoniten in den Verfolgungszeiten verfaßt und belebt haben. Auch wurde bei der Gemeinde-Organisation die Sonntagschule gegründet, die in Rußland bei den meisten Gemeinden noch unbekannt war.

Unser glückliches Geschwisterleben in dem Herrn erregte die Aufmerksamkeit in unserer Umgebung und immer mehr Sünder wurden von ihrem verlornen Zustand überzeugt, und nach wahrer Reue und Buße und Vergebung ihrer Sünden wurden auch sie auf ihren seligmachenden Glauben, durch die heilige Taufe der Gemeinde einverleibt. Der Herr war uns fuhlbar nahe, so daß wir mit Herzensüberzeugung mit dem Dichter singen konnten:

O selige Stunden, die Jesus uns schenkt,
Da man nur der Wunden des Lammes gedenkt.

Auf unserm ersten Feste wurde das von uns verfaßte Lied gesungen:

1. O ihr teuren Gäste,
Teu'r und liebeswert!
Hört auf diesem Feste,
Was uns Gott beschert!

2. Uns, die wir noch Sünder,
Und der Gnade fern,
Nimmt er an als Kinder
Und erlöst uns gern.

3. „Ich hab euch gerufen,
Ihr seid wahrlich mein;
Von der Sünden Stufen
Will ich euch befrei'n.

4. Ich kann alles stillen,
Ich, ich tilg' die Sünd'.
Nur um meinet willen
Glaub es doch, mein Kind!

5. O wie ward voll Freude
Unser armes Herz,
Weg war alles Leide,
Weg war aller Schmerz!

6. Dann sind manche Nächte
Im Herrn zugebracht;
Denn uns arme Knechte
Gab er Gnad für Recht.

7. Kein Fürst und kein Kaiser
Kann so glücklich sein,
Theolog noch weiser
Kann sich so erfreun.

8. Manche sel'gen Stunden,
Haben wir erlebt,
Von der Last entbunden
Und nicht widerstrebt.

9. Nun ihr lieben Gäste,
Ich will enden jetzt.
Wünsch' euch alles Beste,
Bitt' euch noch zuletzt:

10. Ihr wollt mir verzeihen,
Wenn ich wo gefehlt;
Aufseh'n auf den Treuen,
Der uns hat erwählt.

Leider müssen auch wir mit dem Apostel bekennen, daß wir mannigfältig fehlen, Jak. 3, 2, welches uns tief beugt und demütigt. Doch der Herr blieb treu in seiner Gnade, Langmut und Geduld, und wir müssen mit dem Dichter bekennen:

Wenn wir auch nicht treu geblieben,
Bliebst du dennoch treu im Lieben.

Eine der schwersten Glaubensproben erging über uns durch das Aendern des russischen Militärgesetzes. Das Privilegium ewiger Freiheit vom Militärdienst wurde als verfallen proklamiert und jeder dazu fähige junge Mann sollte zum Waffendienst gezogen werden.

In dieser unserer Gewissensnot erhielten wir Einladung von dem so weiten und uns bis dahin unbekannten Amerika. Mitleidige Schreiber von hier teilten uns von der Religionsfreiheit dieses Landes mit, und so kam es bis dahin, daß wir unser Haus und Herd in der Krimm, wo wir ernste und herrliche Erfahrungen gemacht, um die Lehre Jesu zu bewahren, verließen, und uns im Jahre 1874 mit Weib und Kind aufmachten, und mit dem sehr geringen Erlös unseres Eigentums nach Amerika auswanderten. Gott begleitete uns mit seiner Gnade bis in dieses Land und hat uns sehr reichlich versorgt.

Und Gott sei es gedankt, daß wir uns auch hier bauen durften als die lebendigen Steine, zu einem geistlichen Hause. Weil hier nun von obrigkeitlicher Seite keine Einschränkung war, so ist es auch an manchen von andern Confessionen zur Ueberzeugung geworden, den wehrlosen Glauben an Jesum, unsern Erlöser anzunehmen. Doch dem Herrn allein sei die Ehre.

Tief gerührt müssen wir mit dem Propheten Jeremias ausrufen: „Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind, und seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende!

O selige Stunden, die Jesus uns schenkt,
Da man nur der Wunden des Lammes gedenkt.
O sel'ge Minuten! O Blicke des Lichts!
Man senkt sich ins Blute und denkt sonst an nichts;
Sind andre geehrt, so ist es nur Schein,
Das Lamm hat gelehrt erniedrigt zu sein.
Durch Leiden und Beugen gelangt man zum Sieg,
Den Thron zu besteigen, wie er ihn bestieg.

Aelt. Jakob Wiebe,
Hillsboro, Kansas.

Vereinigte Staaten

California.

Shafter, California, den 6. November.

Nun kann ich berichten, daß Jakob Bothen, Diedrich Löwens und Johann Dürksens von N. Dakota hier angekommen sind.

So wie es sich hört, gefällt es ihnen hier auch. Jakob Voths haben sich auch schon zwei Kühe gekauft. Es müssen gute Kühe sein, denn sie kosten $230. Ein Auto haben sie sich auch schon gekauft, denn hier muß es schnell gehen. Löwen und Dürksen sind Joh. Voths Schwiegersöhne. Die haben sich auch schon Land gekauft; indem Jakob Nachtigal nach Oklahoma gereist ist, um vorläufig dort zu bleiben, hat er ihnen seine ganze Wirtschaft verkauft. Löwens Frau hat wohl das Auto „eranken" wollen und dann hat sie einen Schlag an der Hand bekommen, auch wohl so sehr, daß der Knochenarzt seine Kunst ausüben konnte. Korn. H. Janzen und Familie von Michigan sind auch schon hier und haben sich bereits ein Häuschen auf ihrem Lande gebaut und ein paar Pferde, Kuh und Hühner gekauft. Jetzt Brunnen machen und das Land ebnen, das wird eine neue Erfahrung sein.

J. F. Harms und Frau von Washington wollen sich hier auch heimisch einrichten. Letzten Sonntag erzählte er seine Erfahrung mit seiner kranken Frau. Ein weiser Arzt hatte sie untersucht und dann gesagt, sie könnte nur noch höchstens drei Wochen leben. Inzwischen haben sie die Reise von Alberta bis Pasadena, Calif., gemacht, allda den großen Arzt im Himmel um Hilfe angerufen und sind dann hierher gereist. Sie glauben, daß der Herr ihr Gebet erhören wird.

Prediger Wittenberg hat Sonntag recht schön gepredigt und zu Mittag hatten wir drei paar Janzens und meine 75 jährige Tante H. Janzen zu Gast. Das freute uns recht, 'mal wieder die alten Bekannten als Gäste aufzunehmen.

Peter Fransen von Fairview, Okla., läßt sich ein neues Haus in Shafter bauen. Die Brunnenbohrer sind auch da, die ihm einen Brunnen machen. Peter Buller baut einen neuen Stall, so daß sein Alfalfa im Schatten liegen kann und wenn es mal so zufälliger Weise regnet, die Pferde im Trocknen stehen können. Er hat auch sieben Acker Baumwolle und da hat er manchmal fast ein Dutzend Pflücker. Anna Isaak hatte noch nie ein Baumwollenfeld gesehen und somit versuchte sie auch, wie das Pflücken ging. Es wird 5 Cents per Pfund für's Pflücken gezahlt. Mädchen und alte Frauen verdienen bis über $3.00 den Tag. Onkel Jak. Kaltenberger von Hitchcock, Okla., ließ sich hier ein paar Tage sehen. Die alte Schwester Neufeld, früher Mt. Lake, Minn., war nach Reedley und Dinuba auf Besuch gefahren. Windi Wilson, ein englischer Mann, wollte Peter Isaak seinen großen Jagdhund doch nicht überfahren, somit bog er mit sein Auto zu sehr nach einer Seite und die Folge war, daß er umstülpte und unter das Auto zu liegen kam. Glücklicherweise kam H. Heinrichs zu fahren, und der und noch ein paar Leute zogen ihn hervor und halfen ihm auf die Beine. Der Kopf und die Brust hatten ihm sehr wehe getan. Eine Schulter soll ihm aus dem Gelenk gewesen sein. Georg Fuchs hat Keller und Fundament zum Haus gemacht und nun wartet er auf einen Baumeister. David Strauß hat seinen Alfalfa verkauft zu $20.00 per Tonne. Er und J. J. Voth laden denselben in Shafter in die Car ein. Montag abend als er und Frau und noch einige Personen von Bakersfield kamen, ist ihm die Hinterachse an seinem neuen Auto gebrochen. Unglück hat's nicht gegeben, aber erschreckt haben sie sich.

Wilhelm Unruh und Mutter von Childstown, S. Dak., sind hier auf Besuch. Wie ich hörte, sollte Land gekauft werden. Es fehlt hier in Shafter sehr notwendig eine Bank. Der Bankier Hiebert in Mt. Lake, Minn., könnte sich hier eine große Kundschaft erwerben. Marja C. Voth von Idaho kam heute morgen hier an und überraschte ihre Geschwister. Wilhelm Epp läßt sich einen neuen Brunnen machen. Bisher hatte er noch nicht seinen eigenen. H. Kohfeld schickt sein Korn nach Reedley und bekommt $55.00 per Tonne und inzwischen bieten die Käufer jetzt $56 per Tonne.

Prediger Grauer kam vorige Woche her, um hier Versammlungen zu halten. Montag abend war seine Stimme so heiser, daß er nicht predigen konnte. Dann mußte C. C. Neufeld seine Stelle einnehmen.

Wir haben schon mehrere leichte Nachtfröste gehabt.

Jacob Thomas.

Montana.

Lustre, Montana, den 31. Oktober. Friede als Gruß! Lieber Br. Wiens sowie alle werten Rundschauleser!

Wollte heute mal wieder einiges für die Rundschau auf's Papier bringen, um es den weit und breit zerstreut wohnenden Lesern zu überbringen. Doch weiß man beinahe nicht, wo und wie anfangen, denn viele Neuigkeiten gibt es von dieser Gegend nicht zu berichten, außer, die Wetter- und Witterungsverhältnisse wechseln ab, und es hat schon ein paar Mal geschneit und ist auch schon etliche Tage ziemlich kalt gewesen, wohl auf's höchste bis 16 Grad Reaumur. Doch gestern hatten wir einen regelrechten Blizzard aus dem Nordosten, welcher den ganzen Tag beinahe ohne Unterbrechung anhielt. Es ist auch fast viel Schnee gefallen, nur schade, daß der Wind ihn so zusammengetrieben hat. Doch ist auf dem Stoppelland auch noch ein gut Teil liegen geblieben. Das gibt wieder neuen Mut und Hoffnung für's nächste Jahr, auf eine gute Ernte. Es scheint so, wenn der Winter erst da ist, schneit es auch noch bald, während der Regen im Sommer zu spärlich kommt, oder eigentlich zu lange auch sich warten läßt, wie das auch eben dieses Jahr der Fall war. Der letztaufgegangene Flachs konnte nicht aufgehen, weil es eben zu trocken war. Folgedessen liegt noch viel Flachs geschnitten auf dem Felde, und ich glaube, daß noch etlicher zu schneiden ist, denn ich hörte unlängst, daß ein Farmer noch 100 Acker Flachs zu schneiden habe. Doch ist immer in Rechnung zu nehmen, daß, wenn das Land erst wirklich unter Kultur sein wird, es im Frühjahr auch eher wird aufgehen können. Das frischgebrochene Land trocknet auch sehr bald aus, und das wird anders, wenn erst mehrere Jahre darauf gearbeitet ist. Ich weiß nicht, das sind so meine Beobachtungen über diesen Teil von Montana; andere, scheint es, denken anders darüber, indem viele zurückgegangen sind, woher sie kamen. Ob das aber nicht vielleicht ein wenig zu voreilig geschehen ist, wird die Zukunft ja lehren. Doch ist das schade, denn es gibt nicht allein Zeit-, sondern auch Güterverlust.

Br. Peter Koslowski samt Familie fuhren vorige Woche auf zwei Cars ab nach Kansas, um den Winter dort zu bleiben, zum Frühjahr aber wieder hierher zu kommen, um auf seiner Farm nach dem Rechten zu sehen, welche in der Zeit seiner Abwesenheit von seinem Schwager Ennß bewirtschaftet wird.

Br. Heinrich Friesen, Mountain Lake, Minnesota, besuchte seine Kinder hier. Diese Woche ,Dienstag, fuhr er wieder zurück zu seiner Heimat. Seine Kinder, Bernhard Friesens und Johann Beiers fuhren mit nach Mountain Lake, bei ihren Freunden und Bekannten einen Besuch zu machen. Meine Kinder Johann F. Thießens, schlossen sich dieser Gesellschaft an, um ihre dortigen Eltern und Geschwister zu besuchen, und so auch der allgemeinen Bundeskonferenz der Mennoniten Brüder beizuwohnen, welche nächste Woche in Mt. Lake tagen wird, beginnend mit dem 2. Nov. als Festsonntag. Wenn die Kinder zurückkommen, will mein Sohn wieder Schule halten, welche er sich hier drei Meilen nördlich übernommen hat. Das Schulgehalt ist 90 Dollar monatlich. Die Lehrer sind hier sehr knapp, sonst würde er nicht.

Oft schaue ich aus nach Berichten von Buhler, Kansas. Schade, daß sie so spärlich kommen, denn an einen gewandten Schreiber fehlt es da nicht, denn der hat sich schon in der Rundschau verraten. Darum bitte, nur her damit, Br. C. H. F. Es ist mir das jedes Mal wichtig, wenn ich von der Buhler Gegend was zu hören und zu lesen bekommen. Recht schmerzlich berührt es auch, zu lesen, daß der alte Br. Johann Dück gestorben war. War er doch beinahe mein nächster Nachbar in dem Zeitraum von zwei Jahren. Ich bin oft bei ihnen eingekehrt, und wenn ich an die Unterhaltung zurück denke, so ruft das noch recht glückliche Erinnerungen wach. Das Wort jenes Dichters im alten Gesangbuch ist und bleibt doch wahr: „Was du jetzt bist, das war auch ich, Was ich bin, wirst du werden." Denn: „Es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben." Wohl dem, der mit jenem Dichter sagen kann: „Nein, nein, das ist kein Sterben, zu seinem Gott zu geh'n" usw.

Jakob M. Thießen.

Nebraska.

Beatrice, Nebr., den 10. November. Tage hoher Freude und reichen Segens hat der Herr in Seiner Gnade unserer Gemeinde geschenkt, indem wir die Westliche Distrikt-Konferenz hier haben durften. Der Psalmist sagt: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weis-

lich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güter." So geordnet, so reichhaltig war auch dieses Werk des Herrn, welches Menschenhände in Seiner Kraft, unter Seinem Beistand und Segen ausführen durften.

Wie ist für dieses Werk, für diese Verhandlungen vorher gebetet, zum Herrn gefleht worden! Vielleicht so, wie nie zuvor! — Es ist unser Bethel College, diese Schule, die unsere Gemeinschaft so nötig braucht, uns allen durch diese Verhandlungen darüber viel näher getreten und die große Verantwortung uns nahe gelegt worden, für alle Lehrer dieser Anstalt und für die vielen jungen unsterblichen Seelen, die unter ihrer Leitung stehen, in treuer Fürbitte vor dem Herrn zu gedenken. Wir haben gefühlt, wie das Herz der Lehrer ihren Schülern gehört, wie sie so treu deren Bestes suchen. Ein lieber junger Prediger sagte: „Wir müssen unsern Lehrern Vertrauen entgegen bringen, Vertrauen und wieder Vertrauen."

In den Verhandlungen über die Sache der Wehrlosigkeit wurde der Unterzeichnete erinnert an die Zeit, als unsers Bleibens im alten, schönen, deutschen Vaterlande nicht länger sein konnte, weil die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde. Da schickte unsere Gemeinschaft Kundschafter, Deputierten in dieses Land zu erfahren, wie es hier sei. Ein Ausspruch eines derselben, des lieben verstorbenen Aeltest. Ewert von Nieschewken kam mir in das Gedächtnis, als ich seinen Sohn sah, den lieben Aeltesten Wilhelm Ewert von der Bruderthal Gemeinde in Kansas. Er sagte dann bei einem Besuch im Hause meiner lieben verstorbenen Schwester: „In jenem Lande wird uns der deutsche Dünkel vergehen, daß wir meinen, wir haben nicht nötig zu arbeiten."

Der liebe verstorbene Kundschafter hatte sich hier bei seiner Landbesichtigung ein schönes Stück Prärie zur allgemeinen Ansiedlung ausgesucht und durch einen Büffelkopf bezeichnet, später aber einen andern Landkomplex gewählt.

Wieviel Segen birgt dieses Zusammenkommen mit all den lieben Gästen von Nah und Fern in sich in den freien Stunden in der Kirche und in den Privathäusern! Sieht man die lieben Alten, so wird man erinnert an ihre Erfahrungen in ihrem langen, reichen Leben. Z. B. der liebe alte Bruder Jacob W. Penner pflegte zu erzählen, wie er am Sonnabend Nachmittag seine Pferde von dem Pflug ausspannte und vor den Wagen legte, um 20 oder mehr Meilen mit ihnen über Land zu fahren um dort am Sonntag zu predigen. „Es hat mir im Irdischen nicht geschadet, der Herr hat mich reicher gesegnet, als Manchen, der mit Verwunderung zugesehen hat.

Junge Leute unserer Gemeinschaft, welche während der Kriegszeit zum Dienst heran gezogen wurden, in den Camps waren, und je nachdem die Erkenntnis ihres Glaubens war, ihrem Bekenntnis treu bleiben wollten, denen wurde gesagt, es wird jetzt da sie zu Hause sind, scharf auf sie gesehen. Ihr Wandel wird so genau beobachtet, wie sie es wohl kaum ahnen. Es wird Acht gegeben, ob sie den Glauben, den sie dort bekannten, auch im täglichen Leben betätigen. Manche von ihnen konnten es dort mit ihrem Gewissen nicht vereinbaren, daß sie sich ihr eigenes Essen kochten, und jetzt, da sie zu Hause sind, r a u c h e n sie.

Wunderbar gnädig hat der liebe Gott unsere Wünsche und Gebete erhört, und schönes, günstiges Wetter und Wege während der Konferenztage geschenkt. Jetzt haben schwere, anhaltende Regen die Wege fast unfahrbar gemacht.

Mit freundlichem Gruß an den lieben Editor und alle Leser

A n d r e a s W i e b e.

M a n i t o b a.

R o s e n f e l d, P. O. (Box 83) Man. C. B. Wiens, lieber Freund! Teile Ihnen Folgendes mit! Schrieb Ihnen (ich glaube Mai Monat) im Frühjahr um Zusendung der Rundschau (die von Ihnen für mich aufgestapelten Nummern), welche ich auch richtig zu seiner Zeit erhalten habe; meinen freundlichsten Dank, ja ich war recht froh, wieder etwas aus Mennonitischen Kreisen, von verschiedenen Weltteilen zu lesen; aber leider dauerte diese Freude nur bis ausgangs Juli (die letzte Nummer ist vom 30. Juli 1919, No. 31.) Da war wieder halt! habe auch bis jetzt noch keine Nummer erhalten. Vielleicht ist es Ihnen möglich, von August Monat an für mich die Rundschau aufzubewahren so lange, bis wieder alles im Geleise ist. Die damit verbundenen Unkosten werde ich schon gerne zahlen. (Das werde ich gerne machen. Ed.) Es sollte sich jeder Mennonit merken: Ein Blatt, welches die Mennoniten-Gemeinden auf der ganzen Welt verbündet, sollten wir kräftig unterstützen. Hiermit meine ich, ein Wort im besonderen an die älteren mennonitischen Geschwister zu sagen: Schreibt für die Rundschau! Man soll nicht denken: Wer wird sich denn für mein Weniges interessieren! Manchmal interessiert man sich (wenn im Fall keine besondere Neuigkeiten mitgeteilt werden) allein an der Namensunterschrift, indem man sieht, der und der ist ja auch noch hier unter den Lebenden: „Ja, den hab' ich gut gekannt (oder seine Eltern)" usw. Bittte schreibt für die Rundschau! Obzwar die Einleitung eigentlich nur an den Editor war, so bitte ich um Erlaubnis, mein Schreiben zu verlängern, um es als Korrespondenz für die Rundschau zu gebrauchen.

Wir leben in einer sehr bewegten Zeit. Wir Mennoniten hier in Manitoba (resp. Canada), die wir in organisierten Gemeinden wohnen, sind zwar vom Militärdienst frei geblieben in diesem vierjährigen Krieg, aber jetzt scheint es ganz ernst zu werden, daß die Regierung überall — auch unter uns Mennoniten — die Distriktschulen einführt, also Staatsschulen unter Regierungskontrolle. Während wir bis jetzt ohne Belästigung haben können unsere Privatschulen halten, sollen wir jetzt unsere Kinder in die Distriktschule schicken und nur Englisch unterrichten lassen. Gesetzlich ist es nicht erlaubt, Bibel oder Testament als Lesebuch in den von der Regierung bestimmten Schulstunden zu gebrauchen, außer die letzte halbe Stunde für Religion (von halb 4 bis 4 Uhr vor Schulschluß). Wo ein der Gemeinde t r e u e r L e h r e r angestellt ist und alles in stiller Eintracht zugeht, wird ja dann die erwähnte halbe Stunde für Religion dazu angewandt, als Katechismus, Biblische Geschichte, auch etwas Lesen aus der Heiligen Schrift in deutscher Sprache gelehrt; ist aber einer im Schuldistrikt dagegen, und schickt einen Report im Schuldepartment darüber ein, so wird solches in Deutsch verboten, — nur Englisch. Mir scheint es, als ob durch die Schulen soll zuwege gebracht werden, unsere Kinder für Militärdienst zu gewinnen.

Vom Wetter wäre zu sagen: Die letzte Woche im Oktober Schnee. Man hoffte, der werde noch wegtauen, aber anstatt dessen kam mehr, und es hat oftmals geschneit. Von ausgangs Oktober bis heute, den 10. November, haben wir vollständig Schnee. Heute, indem ich dies schreibe, herrscht ein Schneesturm, daß keiner gewagt hat (in unserer Schule), die Kinder zu bringen.

Die Ernte war hier in Süd-Manitoba sehr unterschiedlich. Strichweise hatte der Hagel ziemlich Schaden getan. Von etlichen Farmen lohnte es sich nicht zu Dreschen. Wir haben so 8, 12 und 18 Buschel vom Acker gedroschen. Wo die Ernte unbeschädigt geblieben war, hat es auch 20, 25 und 28, auch noch in die 30 Buschel Weizen vom Acker gegeben. Hier in Süd-Manitoba trifft es nicht oft, daß wir ohne Ernte bleiben. Meines Wissens hat es noch fast immer, und wenn auch auf's' wenigste, doch zu Brot und Saat gegeben, seit der Zeit da wir hier gewohnt haben. — Also von 1875 sind wir von Rußland, Neuosterwick (Chortitz, alte Kolonie) hierher übergesiedelt. Ich war dazumal ein Junge von 10 Jahren; bin jetzt 55 Jahre, ein Sohn des David Klassen. Dessen Vater war ein Johann Klassen von Neuosterwick. Ja wo ist die Zeit! Kann mich noch sehr gut erinnern von Neuosterwick, Rußland, wo wir wohnten. Dann die Versammlungen der biederen Altväter bei Hochzeiten, Begräbnissen usw., wie alles so eines Glaubens war. Mir kommt es immer so vor, dagegen ist unser Gemeindewesen, Glaube und Christentum sehr verflacht. Mit anderen Worten: wir neigen mehr und mehr dahin, auf den breiten Weg zu kommen, wo uns genug Raum gelassen wird, um all unser Gepäck mitzunehmen, das wir hier in dieser Welt lieb gewonnen haben, wovon wir im Testament lesen: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist." Das paßt uns nicht. Hingegen paßt uns besser Hochmut mit Kleiderpracht anlegen und so mehr. Ein wahrer Christ kleidet sich einfältig, reinlich, sittsam, so daß er nicht anstößig wird oder Aergernis im geselligen Leben dadurch anrichtet; er darf aber doch dabei nicht sein Gewissen verletzen mit Anlegung und Anhängung aller möglichen Ringe und Ketten, Aufbauschung der Kleider, in Zieraten, die weder zur Wärme noch zu sonst etwa nützen, welches sich bei jetziger Zeit so sehr unter uns

Mennoniten hervortut.

Mit herzlichem Gruß am Editor und Rundschaulesern verbleiben wir bis auf weiteres Eure geringen Freunde

Johann und Susanna D. Klassen.

Vom Schwören.

(Aus den Erinnerungen eines Seelsorgers.)

Der reiche Gutsbesitzer A. hatte unter seinen Schuldnern einen Bauer Z., welcher dreihundert Gulden von ihm entlehnt hatte. A starb, und die Hinterlassenschaft wurde gerichtlich geregelt und geteilt. Nach den gesetzlichen Bestimmungen mußten nun diejenigen, welche von dem A Geld geborgt hatten, vor Gericht ihre Schuld anerkennen und unterschreiben. Auch Z. wurde hiezu berufen und unterschrieb ohne Anstand. Im weiteren Verlaufe der Teilung stellte es sich nun heraus, daß der Schuldschein des Z. auf eine unerklärliche Weise verschwunden war und sich auch nimmer vorfand. Z. konnte somit gesetzlich zur Zahlung seiner Schuld nicht gezwungen werden. Er hatte aber ja dieselbe anerkannt und niemand zweifelte an seiner Ehrlichkeit. Z. erfuhr natürlich diesen Umstand. Zum allgemeinen Erstaunen zog er seine Anerkennung zurück und behauptete kühn: „Ich bin dem A nichts schuldig, weiset mir den Schuldschein!" Da wurde ihm von Seiten des Gerichts der Eid zuerkannt. Alles war begierig, ob Z. es dazu kommen lassen werde. Der Pfarrer des Ortes, ein sehr gewissenhafter Geistlicher, nahm sich fest vor, ihn daran zu verhindern. Mit tiefem Ernste belehrte er den Z. über die Heiligkeit des Eides und ermahnte ihn, um Geldes willen den allerhöchsten Namen zum ewigen Schaden der Seele nicht zu mißbrauchen. Der Pfarrer hoffte fest, Z. würde zur Einsicht kommen; mehrmals war dieser nahe daran, zu bekennen. Bald merkte aber der Seelsorger, daß ein anderer böser Einfluß auf Z. wirkte, welcher stets einriß, was er mit liebevoller Geduld gebaut hatte, und leider war kein Zweifel, daß Z.'s eigener Vater der Versucher war. Doch hoffte er noch bis zur letzten Stunde; denn der Oberamtsrichter nahm eine Eidesleistung mit ergreifendem Ernste vor; stets wurde auch der Seelsorger des Betreffenden dazu geladen. Weit und breit hieß es: „Bei dem Oberamtsrichter in N. besinnt sich einer, ehe er falsch schwört, man bekommt einen wahren Schrecken, wenn dieser Herr mit seinen scharfen Augen, die durch und durch dringen, vor einem hintritt." Stets erschien dieser Oberamtsrichter bei einer Eidesablegung mit den Beamten in voller Uniform, der Geistliche im Ornate stand dabei; auf dem Tische war das Kruzifix aufgestellt, und wenn dieser Richter mit überzeugendem Ernste eine Ansprache an den zu Beeidigenden gehalten hatte, da trat der Seelsorger vor und wartete seines Amtes in Ermahnung und Warnung. Tatsächlich war es hier schon sehr häufig vorgekommen, daß die Betreffenden tief erschüttert zurücktraten und der Meineid verhindert wurde. Nicht so bei Z. Zwar war er bleich bis in die Lippen, aber er blieb verstockt. Mit niedergeschlagenen Augen stand er da, als der Seelsorger tief betrübt ihn ermahnte, ihm nicht das Leid anzutun, falsch zu schwören. Auch die Erben traten in höchster Angst zu ihm: „Z., schwöre nicht! Wir schenken dir die dreihundert Gulden und verzeihen dir alles — nur schwöre nicht!" Ein Frösteln überlief den Z., aber er richtete sich auf und sagte finster: „Ich will nichts geschenkt, ich schwöre." Nach der Handlung begab sich der Pfarrer mit den andern in trüber Stimmung auf den Heimweg. Z. ging mit dem Vater und seinen Freunden ins Wirtshaus und kehrte abends durch das Dorf singend nach Hause.

Es schien ihn in der Folge wenig zu kümmern, daß die Dorfbewohner eine gewisse Scheu gegen ihn kund gaben und ihn als denjenigen ansahen, der absichtlich falsch geschworen habe. Dem Pfarrer wich er geflissentlich aus; auch in der Kirche ließ er sich nicht sehen, noch beim hl. Abendmahl, wohl aber desto häufiger im Wirtshause. Nach Jahren brach in dem benachbarten Dorfe ein Brand aus. Z. war auch unter der zu Hilfe eilenden Mannschaft. Nachdem das Feuer gedämpft war, begaben sich die Leute ins Wirtshaus, um den Durst zu löschen, auch Z. war dabei; leicht möglich, daß er etwas zu viel getrunken hatte. Nach seiner Zurückkunft bestieg er einen hohen Holzbirnenbaum, um Früchte abzuschütteln; ohne Zweifel war er zu waghalsig, ein Ast brach, Z. stürzte herab und erlitt einen doppelten Beinbruch. Unter unsäglichen Schmerzen wurde das Bein gerichtet, bald aber verbreitete sich: die Kunde im Dorf: „Der Brand ist dem Z. in seinen Fuß gekommen — er muß sterben!" So war es auch. Dann hieß es wieder: „Der Z. muß furchtbar leiden; er kann nicht sterben, weil er falsch geschworen hat!" Auch das traf insofern zu, als der Zustand des Z. ein bemitleidenswerter war. Da lag er in großen Schmerzen, dem Tode verfallen, welcher schon zu seinen Häupten stand. Es war auch deutlich sichtbar, daß die Leiden seiner Seele größer waren, als die körperlichen Schmerzen; dieselben prägten sich in seinen entstellten Gesichtszügen, in dem Stöhnen und Seufzen, das den Umstehenden durch Mark und Bein ging, aus. Und doch öffneten sich die Lippen nicht zu einem Geständnis, so sehr auch sein frommes, treues Weib in ihn drang: „O Vater, wenn du etwas auf dem Gewissen hast, bekenne es, der Heiland nimmt dich gewiß dann in Gnaden an." Schatten des Todes zogen über sein Angesicht — aber er wendet den Kopf mit schmerzverzerrtem Gesicht und schwieg. Tag und Nacht verging in unaussprechlicher Qual. Der Geistliche betete über ihm, die Augen hingen dürstend nach Trost an seinem Munde. Die Erben des A. fühlten sich angetrieben zu kommen, ihn ihrer Vergebung zu versichern; zuletzt warfen sich alle auf die Knie und flehten zum Herrn, den Unglückseligen von dem Banne zu befreien, seine Lippen zu öffnen zu bußfertigem Bekenntnis seiner Schuld. Da endlich stürzten Tränen aus Z.'s Augen und mit schwacher, aber vernehmlicher Stimme sagte er: „Ich habe falsch geschworen!" — Ein Seufzer folgte; der Kopf sank auf die Seite, seine Seele war mit dem Bekenntnis entflohen. Ein Schauer ergriff die Zeugen. Durften sie hoffen, daß der Sterbende noch Schächergnade gefunden habe? Könnte man doch jeden, welcher es mit dem Eide heutzutage so leicht nimmt, an ein Sterbebette wie dieses führen!

Aus dem „Unser Besucher."

Bruder des Editors sendet persönlichen Bericht über die Liga.

Mehr als drei Jahre sind verflossen, seit wir direkte Nachricht aus der alten Heimat, Südrußland, erhalten hatten. Der unselige Krieg und was damit zusammenhing, hatte den Postverkehr fast gänzlich lahmgelegt, und was den südlichen Teil Rußlands betrifft, so war keinerlei Verbindung mit Freunden in jener Gegend möglich. Jetzt haben wir endlich einen ausführlichen Brief von unserem Bruder Joh. Töws aus Südrußland erhalten, aus welchem wir einige Auszüge hier folgen lassen. Er hatte uns auch einen Ausschnitt aus der „Friedensstimme" zugeschickt, welche in Halbstadt gedruckt wird. Wir haben einen Artikel aus derselben in dieser Ausgabe kopiert und ein noch interessanter Bericht folgt in der nächsten Ausgabe des „Besuchers". Doch hier nun der Brief:

Nikolajewka, Rußland.

Den 15. Juli 1919.

Meine lieben Geschwister!

Gott zum Gruß, Ihr Lieben in der Ferne! Könnte doch dieser Brief Euch erreichen! Euer Brief, welcher am 28. Juli 1918 geschrieben worden war, kam erst den 12. Juli 1919 hier an. Konnten ihn also nicht früher beantworten.

Was hier geschehen ist und noch geschieht, ist einem Briefe kaum anzuvertrauen, denn schreckliche Dinge sind bei uns an der Tagesordnung. Der große Kampf mit dem Bolschewismus ist die Losung ganz Rußlands. Nachdem die Roten hier im vorigen Jahre manches Unheil geschafft hatten, kamen sie den 25. Januar d. J. wieder bis zu uns. An diesem Tage kam eine ganze Horde in unser Dorf und Nachbardorf. Würde ich alt wie Methusalah — diesen Tag werde ich nie vergessen. Unter gezückten Schwertern der Eindringlinge verbrachten wir eine furchtbare mondhelle Nacht. Vierzehnmal sind sie in unser Haus gekommen. Meine Kleider waren ihnen zu groß, desto „freundschaftlicher" machten sie sich über unseres ältesten Sohnes Kleider her. Zwei Uhren sind mir genommen; eine vertauscht auf eine blechne, die andere ohne Worte fortgenommen. Unser ältester Sohn Hans hat am schwersten leiden müssen: krank an Herz und Lungen ist er, wie es scheint, dem Tode verfallen. Von den Aengsten immer wieder gequält und beunruhigt, ist unser Sohn dem schleichenden Mörder, der Schwindsucht, in die Arme getrieben. Wir merkten wohl, daß etwas Ernstes vorgehe, doch sahen wir in der Bolschewisten-

zeit keinen Rat, Hilfe herbei zu ziehen. Niemand wagte sich außerhalb des Dorfes zu sein. Er war Schüler in der sechsten Klasse des Gymnasiums und ist jetzt 20 Jahre alt.

Viele von den Begütersten und Vordersten sind einfach abgeschlachtet worden, darunter Herm. Peters, Gutsbesitzer Jak. und Heinr. Sudermann; in Herzenberg der alte Loepp mit Sohn und dessen Frau, auch zwei von Pauls Söhnen. Mein Schwager Joh. Warkentin war bei seinem Schwager Neufeld zu Gast auf dessen Oekonomie. Eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft kommen die Mörder und schießen sie alle tot. Fünf große Leichen wurden beerdigt. Auf Memrick sind im Dorfe Bahndorf in einer halben Stunde sechs Personen ermordet worden. Fünf oder sechs meiner gewesenen Zentralschüler sind teils erschossen, teils zerhackt worden.

Bruder, was für Trauerszenen sich auf Stellen abgespielt haben, ist schier herzbrechend. Rote und Weiße bekämpfen sich mit großem Eifer. Die Weißen (Kadetten) treiben die Roten überall weiter, und jeder Ort, den sie auf ihrem Siegeslaufe treffen, atmet erleichtert auf und regt die Lebenspulse zu erneuter und beglückender Arbeit. Und wirklich, wie ein lebenerstickender Pesthauch lagerte der Bolschewismus über sonst so lebensfähigen Landstrecken. Das Fleisch, unter der Schutzmarke der Pöbelfreiheit einherschreitend, feierte seine furchtbarsten Orgien! Auf Ortschaften haben diese Unholden Weiber und Mädchen in die Schule getrieben und sie schändlich mißhandelt. Das passierte unweit unserer Gegend. Bei uns sollte die zweite Nacht von den Bolschewisten ausgenutzt werden, und hätte Gott uns nicht in Gnaden angesehen und diese ungerufenen Gäste kurz vor Abend fortgeführt, es wäre bei uns etwas Furchtbares passiert.

In unserem Dorfe wurden drei Personen hingemordet; unter ihnen ein 75jähriger Greis, gottesfürchtig und voll festem Vertrauen auf Gott. Wahnsinn und Mordgelüste beherrschen die Bewohner friedlicher Ortschaften.

Hier bei uns preist das Mehl bis 400 Rubel. Eine Kuh kostet bis 5000 Rubel. In Nishnij Nowgorod soll eine Kuh 20,000 Rubel kosten. Ein Paar Hosen kosten 1500 Rubel. So niedrig ist der Rubelkurs! In Mittelrußland ist alles noch viel teurer.

Die Postverhältnisse waren bei uns die allerunmöglichsten. Kein Brief, keine Zeitung, nur Mordgewehre der Roten. Ich will hoffen, der Bolschewismus hat sich für alle Zeiten in Rußland unmöglich gemacht. Es werden wohl noch viele Einzelkämpfe geschehen, doch „die gier'ge Liebe hat sich überfüllt", wie Shakespeare sagt; als Regierungs-System kann er kaum wieder in Frage treten. Es freut uns sehr, daß Amerika das liebe Deutschland nicht will vernichten lassen.

Euer Bruder

Johann.

(Aus der „Friedensstimme".)

Leitartikel einer Ausgabe, die den 5. Juli 1919 in Halbstadt gedruckt wurde.

Anrufen, erretten, preisen, das sind die Hauptpunkte, bei denen wir in Verbindung mit den letzten Ereignissen stehen blieben.

Wie viel wurde Gott angerufen, als von drei Seiten die Machnowschen Banden an die Tore der Molotschnaforstei anklopften, oder besser gesagt, die Türen einzuschlagen versuchten: vom Westen bei Orlikat — Andreewka; vom Norden bei Blumental und vom Osten von Tschernigowka aus. Monate lang gelang es, die Räuber abzuhalten, es wurden ihnen gewaltige Verluste beigebracht. An der Front bei Blumental bis Waldorf sollen sie, wie einer ihrer Anführer in der Schlacht gesagt hat, insgesamt 2000 Mann verloren haben. Kein Wunder, daß ihre Erbitterung gegen uns sehr groß war.

Schon in dieser Zeit wurde in öffentlichen Gebetsversammlungen, in engeren Kreisen und im Kämmerlein viel und ernst zu Gott gerufen. Er erhörte nicht so wie wir es meinten. Und doch waren diese vielen Gebete nicht vergebens. Daß in den vielen Kämpfen so wenig Opfer unsererseits gefallen sind, daß die Banden, nachdem sie hier die Herrschaft übernommen hatten, lange nicht das ausgeübt haben, was sie hätten vorgenommen haben (nach verschiedenen Drohungen von ihrer Seite zu urteilen), daß der Sturz des Bolschewismus, besonders in der Halbstadter Wolost, so kurz und entscheidend war, das sind Gottes Antworten auf menschliches Rufen. Trümmerhaufen und Leichen, das befürchteten wir und das war auch wohl das Vorrecht der Machnowzen. Auch im Einzelnen sind manche wunderbaren Beweise göttlichen Schutzes und göttlicher Durchhilfe und Errettung zu verzeichnen. Unsere Kolonien haben schwer, sehr schwer gelitten, einige Dörfer ganz besonders, aber im Allgemeinen sind die Dörfer, Gebäude, Garten, Wälder ganz und heil. Die weitaus meisten Menschen sind auch am Leben und gesund geblieben, obzwar es auch manches Menschenleben kostete, soviel, wie wohl nie vorher in unserer Geschichte seit der Märtyrerzeit. Viel irdisches Gut ist zerstört und geraubt, aber wenn Gott uns hilft die in Aussicht stehende reiche Ernte einzubringen und den Rest des Viehstandes bewahrt, dann wird es uns am Notwendigsten nicht fehlen und wir können uns allmählich erholen. Das ist auch eine besondere Gnade, daß der Herr uns die Befreiung vor der Ernte gegeben hat. „In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!"

Manche Familien beklagen aber doch teure Angehörige, von denen einige zerhackt, oder anderswie grausam und unmenschlich zu Tode gequält worden sind. Wir, die wir ähnliches nicht erfahren haben, verstehen da nicht mitzufühlen oder Trost zu spenden. Wer aber im lebendigen Glauben steht, dem gilt das Wort: „Ich (der Herr) will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet." Jes. 66, 13.

Wir dürfen jetzt, nach dieser herrlichen Errettung ein „Eben-Ezer" (Stein der Hilfe nach 1. Sam. 7, 12) errichten und bekennen: „Bis hierher hat der Herr geholfen!" Wir sollen ihn jetzt aber auch nach unserem Psalmwort preisen (nach genauer Uebersetzung ehren, d. h. Ihm die Ehre in allem geben). Als Volk haben wir solche wunderbare Errettung in letzter Zeit besonders dreimal erfahren, Liquidation unseres Besitzes, Bolschewistenherrschaft im vorigen Jahr und jetzt die viel schwerere Herrschaft des Machnowschen Anarchismus. Wir haben Ihm im Allgemeinen in den ersten beiden Fällen nicht den Ruhm gelassen, der Ihm gebührt. Unsere Erfahrungen geben uns Grund und Ursache, in Zukunft mehr dem Herrn zu vertrauen, in Abhängigkeit von ihm zu leben und wenn es sich um Hilfe handelt, nur solche Mittel anzuwenden, von denen wir innerlich überzeugt sind daß sie Ihm nicht Unehre machen.

Die Bevorstehende Ernte macht uns noch trotz der Befreiung vom Bolschewismus, Not und Sorge. Da gilt es auch den Herrn ehren, indem wir ernstlich beten und so fleißig arbeiten, als wir können. Manche Dörfer haben fast keine Pferde, es fehlt stellenweise an Gerätschaft und Wagen. Den Herrn ehren mit der Tat, das bedeutet auch einander helfen und darreichen, nicht nur an sich denken. Es wird durchaus notwendig sein, daß die Dörfer, welche weniger gelitten haben, den mehr Betroffenen zu Hilfe kommen.

Werden wir Ihm ehren, Sein Wirken und Willen anerkennen und bekennen, werden wir unsere Sicherheit und unser Wohlergehen, auch schon in diesem Leben, in der Gemeinschaft mit Ihm suchen und deshalb zuerst Sein Reich bauen helfen, Seinen Willen zu tun bestrebt sein, dann wird Er uns auch in Zukunft schützen, segnen und durchretten, bis wir in Seinem ewigen Reich aller Not enthoben sind. A. K.

Aus dem Herold von Newton, Kansas.

Eine Stephanus-Bewegung ist hier in Newton ins Leben gerufen worden, die von sich reden macht. Es ist die Absicht die Männer, die Christen sind, anzuregen ihren christlichen Pflichten mehr nachzukommen, dem Prediger der respektiven Gemeinde mehr unter die Arme zu greifen, die Betstunden und Versammlungen fleißiger zu besuchen und andere auch dazu zu ermuntern. Der Plan ist dieser: Der Prediger in der Gemeinde ernennt zwei Männer, diese mit ihm ernennen dann 8 andere und die 10 so ernannten sind die Stephanuse der Gemeinde. Sie ermuntern andere Männer die Versammlungen usw. fleißiger zu besuchen, tun das natürlich selber auch und arbeiten überhaupt für's Wohl der Gemeinde. Sie organisieren sich auch und wählen zwei aus ihrer Mitte, die mit zwei aus jeder anderen evangelischen Gemeinde in der Stadt, die sich anschließt, eine Behörde zur Leitung der Bewegung bilden. Man will natürlich auch solche Männer erreichen, die überhaupt zu keiner Kirche gehören. Man gedenkt Listen anzufertigen um ausfindig zu machen wer Kirchenglied ist und wer nicht, und auch wer tätig ist

(Fortsetzung auf Seite 9.)

Editorielles.

— „Züchtige mich, Herr, doch mit Maße, und nicht in deinem Grimm, auf daß du mich nicht aufreibest." Jer. 10, 24.

— Wie der Prophet für Israel eintritt, wie er einsieht, daß Züchtigung sein muß und wie er bereit ist, die Züchtigung zu empfangen, aber um Milde bittet: so stehen auch heute treue Beter vor Gott und bitten für die Welt, nicht um Freisprechung sondern daß die Züchtigung der Welt zum Heil, aber nicht zum Verderben gereiche.

— Die Züchtigung, welche die Völker erfahren haben und noch erfahren, ist verdient und notwendig. Gott ist aber gnädig und will nicht nach Verdienst vergelten, sondern züchtigt die Menschen zu ihrer Besserung. Er sucht sie zu bewegen, sich von ihrer sündlichen Bahn abzuwenden und auf dem Wege des Friedens zu wandeln. Wie gerne würde er der Rute Einhalt gebieten, wenn ihm das gelänge.

— „Denn der Herr verstößt nicht ewiglich; sondern er betrübet wohl, und erbarmet sich wieder nach seiner großen Güte! Denn er nicht von Herzen die Menschen plaget und betrübet." — Oder: „Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln. Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zorns ein wenig von dir verborgen; aber mit ewiger Gnade will ich mich deiner erbarmen, spricht der Herr dein Erlöser."

— Wir wissen wohl, daß Gottes Zorn über das Böse in der Welt heraufgezogen ist, und daß die Menschen um ihrer Halsstarrigkeit und Widersetzlichkeit gegen die Leitung Gottes willen unter der züchtigenden Hand Gottes zu leiden haben. Aber wie der Herr mit seinem Volk Israel immer Mitleid hatte, während die Rute ihre Arbeit tat, und wie er ihr gebot, Maß zu halten, um nicht zu verderben, sondern zu bessern, so straft er im gerechten Zorn auch heute die von ihm abgekehrte Welt, doch ist die Gnadenzeit noch nicht vorbei, und er will nicht verderben sondern durch die Züchtigung dem wahnsinnigen Lauf der dem Abgrund zueilenden Menschheit einen Damm vorsetzen, um sie zur Besinnung und Umkehr zu bringen.

— Es sieht so wenig nach Gnadenzeit aus wenn wir um uns schauen, nicht so wie wir uns die Gnadenzeit oft vorstellen. Ja, wenn Gottes Angesicht freundlich lächelnd sichtbar wäre, und die Sünder willig und in Scharen ihren Sündenweg verließen und das Heil mit offenen Armen annähmen, dann könnte man eher daran glauben. Aber es ist anders: Gott straft, und die Menschheit verhärtet sich gegen die angebotene Gnade. Die Gnade ist von Gottes Seite der sündigen Menschheit angeboten, aber diese will leider nichts davon wissen. Darum die Strafgerichte zur Buße und der Unterschied zwischen der Vorstellung von einer Gnadenzeit uns ihrer Gestaltung.

— Wieder kamen drei Nummern des „Gemeindeblatt" der Mennoniten in Deutschland an. Es scheint, daß der Postdienst, soweit die Beförderung von Zeitschriften aus Deutschland in Betracht kommt, noch nicht sehr glatt arbeitet. Aber man sieht an den immer öfter kommenden Blättern, daß Fortschritte zum Bessern gemacht werden. Die Postverbindung mit Rußland ist immer noch unterbrochen. Dennoch kommen, wie wir hören, Briefe von Verwandten in Rußland ab und zu durch. Wer solche Briefe empfängt, möchte so freundlich sein, sie uns für die Rundschau zur Verfügung zu stellen oder aus denselben herausschreiben, was von allgemeinem Interesse ist und uns den Auszug schicken. Er wird sich dadurch viele Leser und die Rundschau zu Dank verpflichtet machen. Man vergesse nicht, daß Nachrichten aus Rußland heute allgemein höher geschätzt werden als vor dem Krieg, und wahrscheinlich auch höher als sie nach einigen Jahren geschätzt werden mögen.

— Es gibt in der Welt Viele, die um einer guten Sache willen leiden und sich daher zu Märtyrern rechnen dürfen; aber es bleibt doch ein Unterschied zwischen Märtyrern, die um Christi Lehre willen leiden, und denen, die um einer guten Sache willen, welche nur zeitlichen Wert hat, Märtyrer werden. Vom christlichen Standpunkt aus haben besonders solche, die ihr Leben bei der Verteidigung irdischer Güter oder Rechte verloren, leider sehr wenig Anspruch auf den Namen Märtyrer. Dennoch sehen wir nicht selten, daß Viele oft sehr bemüht sind, andern die Ansicht beizubringen, daß ihnen der Name selbstverständlich gebührt.

— Niemand sollte in Zeiten des Friedens und der Ruhe damit prahlen, daß er stark genug sei, um des Gewissens willen Verfolgung in jeder Stärke zu bestehen. Manche, die dies taten, sind später schmählich gefallen, während andere, denen es niemand zugetraut hätte, die sich selbst nicht stark genug fühlten, die Versuchung glänzend bestanden. Man denke an den Jünger Petrus, an seiner vermeintlichen Standhaftigkeit und seinen schnellen und schweren Fall. Petrus ist sicher nicht der einzige geblieben, dem es so erging; man frage nur einmal bei sich selbst an und fordere genaue Rechenschaft über die Erfahrungen in der Vergangenheit. Auch andere werden uns erzählen, daß sie nicht immer Kraft genug hatten fest zu bleiben, nachdem sie sich so sicher geglaubt hatten.— Dagegen fließt denen, die in sich keine Kraft finden können der Versuchung erfolgreich zu widerstehen, in dem Augenblick, wenn sie ihrer bedürfen, Kraft vom Herrn zu, an den sie sich in ihrer Hilflosigkeit anklammern. Wer kennt nicht das Gleichnis von der starken Eiche, die mit Verachtung auf den am Felsen aufkletternden und sich daran anklammernden Epheu blickte, die jedoch bald darauf von einem furchtbaren Sturm gefällt wurde, welcher dem Epheu, der sich an seinen Felsen schmiegte, gar nichts anhaben konnte?

— Danksagungstag ist wieder auf den letzten Donnerstag dieses Monats festgesetzt und der Präsident hat, wie gewöhnlich, die Bürger der Vereinigtetn Staaten aufgefordert, diesen Tag zu feiern. Es ist gewiß Ursache genug zur Dankbarkeit, denn Gott hat schonend mit uns verfahren und hat uns nicht vergolten nach Verdienst. Aber vor dem Danksagungstag wäre ein allgemeiner Bußtag oder allgemeine Bußtage empfehlenswert und durchaus notwendig, wenn unser Dank im Himmel angenommen werden soll. Da aber nicht zu erwarten ist, daß die Buße bei der Mehrheit eine aufrichtige und tiefgehende sein würde, etwa wie bei den Leuten in Ninive zu Jonas Zeit, so würde die Sache dadurch noch verschlimmert anstatt gebessert. Darum können wir in solchen von der Obrigkeit vorgeschriebenen Festen für die Allgemeinheit keinen andern Wert legen als den, daß die gottvergessende Menge aufmerksam gemacht wird auf die Tatsache, daß es einen Gott im Himmel gibt, dem wir Dank schulden, von dem wir abhängig sind. Es mag wenig fruchten, aber ein Anstoß, sich auf ihr Verhältnis mit ihrem Schöpfer zu besinnen, ist ihr wiedergegeben und wird, wenn sie ihn nicht beachtet, beitragen zu ihrer Verurteilung am Endgericht. Dann aber ist es für die Gläubigen ein Zeichen der Macht Gottes zu ihrem Besten. Nicht allein duldet man die christliche Religion im Lande, sondern trotz der allgemeinen Abwendung von Gott und Gottes Reich muß von oben her eine direkte Aufforderung zu einem speziellen Gottesdienst gegeben werden, wie zur Zeit Daniels die heidnischen Könige geboten, dem Gott Daniels und seiner Freunde zu dienen.

— Ein Dampfer in New Orleans, La., hatte eine Ladung Zucker von 17 Millionen Pfund, welche infolge des Streiks der Schiffsverlader und Hafenarbeiter auf Ausladung warten mußte, aber nachdem die Arbeiter die Arbeit wieder aufnahmen, für den Markt frei wurde. Es ist eine ungeheure Menge Zucker, doch kommt noch nicht einmal ein Pfund Zucker auf fünf Personen wenn derselbe gleichmäßig auf alle Einwohner unseres Landes verteilt würde.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Boise, Idaho, Route 1, den 11. November. Werter Editor! Weil wir jetzt umgezogen sind, so bitte ich, meine Adresse wie oben angegeben zu ändern und die Rundschau nach derselben zu schicken! Hier ist eine schöne Gegend. Es regnet hier viel und ist sehr naß. Manche Gärten sind noch schön grün und das Vieh geht auf grüner Weide! — Liebe Schwester Margaretha Neufeld, Du kannst Dir die Adresse auch merken. Deine Briefe habe ich noch er-

halten, ehe wir von Minidoka weggezogen sind. Weil wir jetzt so viel Arbeit haben, kannst dies als einen Brief an Dich annehmen. Dasselbe gilt auch Dir, liebe Nichte Witwe Justina Dick, Mountain Lake und Euch, Freunde C. Goossen sowie den übrigen Freunde. Kommt mal her und besucht uns hier. Es wird Euch gefallen.— Wenn wir in die Zukunft blicken, dann müssen wir sagen: Es geht alles in Erfüllung, was im Worte Gottes geschrieben ist. Das Ende aller Dinge ist vor der Tür. Die teure Zeit ist hier und so auch Unglück und Krankheiten. Ich und die Kinder sind noch, Gott sei Dank, leidlich gesund. Alle Rundschauleser mit dem 23. Psalm grüßend, Witwe Anna Bergen.

Lake Charles, La., den 10. November. L. Br. Wiens! Wir haben bis jetzt schönes Wetter gehabt, was uns auch sehr zu Paß kam. Letzte Nacht hat es aber angefangen zu regnen und es regnet auch heute noch. Es hat viel Wasser gegeben, was noch nicht paßt, denn es ist noch viel Reis zu schneiden und zu dreschen. Hoffentlich bekommen wir wieder schönes Wetter, damit alles eingeheimst werden kann. Die Ernte war dieses Jahr ganz schön. Wir haben ja nicht vom mehrsten bekommen, aber doch neun Säcke vom Acre. Der Sack enthält 200 Pfund. Der Preis ist auch gut, zehn Dollar das Barrel (162 Pfund). Wir hatten auch sehr lieben Besuch. Erst kam mein Vater, meine Schwester und die Schwester meiner Frau von Lorena, Oklahoma und blieben zwei Wochen Der Vater ist aber noch hier. Er ist schon 82 Jahre alt. Dann kamen Cornelius Willems und Gerhard H. Balzers von Inman, Kansas und überraschten uns. Es ging uns sehr gut, wir hatten es bloß ein wenig zu drock, da die Dreschmaschine gerade auf dem Hofe war. Dennoch konnten wir ein paar Tage mit ihnen fahren, etwas besehen. Der Gesundheitszustand ist gut. H. M. und Anna Böse.

Fortsetzung von Seite 7.

und wer nicht. Dies wird Gelegenheit geben zu erfahren, wer die Kirchenmänner in unserer Stadt sind. Die Bewegung hat vor wenigen Wochen begonnen und die Zahl der Besucher der Betstunden hat seither riesig zugenommen. Einige Kirchen hatten Betstunden, die früher von 20 bis 30 besucht wurden und jetzt waren so viele wie 150 zugegen. Es scheint eine Reaktion gegen die Hetzpropaganda einzutreten und der Pendel schwingt scheinbar um wieder nach der anderen Richtung. Wollen mithelfen.

Jesu Friede — unser Friede.
Joh. 14, 27.

„Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt," das sind goldene, wunderbar herrliche Worte Jesu, unseres Heilandes. Wir sollten ihm auf den Knieen dafür danken. Jetzt wissen wir es, wie wichtig und bedeutungsvoll diese Worte Jesu sind, welch ein unerschöpflicher und unergründlicher Reichtum in ihnen liegt. Nicht gebe ich, wie die Welt gibt. Die Welt kann und will keinen Frieden geben. Sieben Monate lang arbeiten die Völker nach dem blutigsten, schrecklichsten, jammer- und leidvollsten Krieg am Zustandekommen des Friedens — die ganze Welt sehnt sich und verlangt nach Frieden, alle Herzen seufzen und dürsten nach Frieden, — und es will und will kein Friede werden. Was in Versailles als Friedensvertrag zu stande kam, ist nach unserem Gefühl ein Zerrbild des Friedens, ein Hohn auf alle gegebenen Versprechungen und Versicherungen, ein Friede, der den Krieg in sich trägt. Die Welt kann und will keinen Frieden geben. Unser Volk hat das tiefste und allgemeinste Bedürfnis nach Friede. Man sollte meinen, jetzt, wo die Waffen ruhen, müßte man allgemein Mann an Mann, Herz an Herz auf den Frieden hin wirken, allen Parteihader ruhen lassen, allen Interessestreit aufgeben, alle Klassengegensätze beseitigen und versöhnen, allen Haß und Neid aus dem Herzen tun, und doch will und will es nicht dazu kommen; es ist schlimmer geworden als zuvor. In wilder Empörung und Aufruhr, in sinnlosem Eigennutz und wahnwitziger Eigenmächtigkeit sucht man irdische und materielle Vorteile sich zu sichern, sucht den Krieg ohne Ende. Die Welt kann und will keinen Frieden geben. Suchst du Friede, liebes Menschenherz, dann komm zu Jesu. Er ist in die Welt gekommen um Friede zu bringen, Friede mit Gott und Friede untereinander.

Gib Frieden, Herr, gib Frieden,
Du milder Liebeshort!
Einst bist du abgeschieden
Mit süßem Friedenswort:
Euch geb ich meinen Frieden,
Wie ihn die Welt nicht gibt,
Verheißen und beschieden
Dem, der da glaubt und liebt.

„Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt." Die Welt hat keinen Frieden und darum kann sie keinen Frieden geben. In der Welt ist eitel Unruhe und Unfriede, Angst und Furcht. Unser Herz ist und bleibt nun einmal unruhig, bis es ruht in Gott. „Die Gottlosen haben keinen Frieden." Es ist die Sünde in uns, die uns und unseren Gott scheidet, es ist die Sünde in uns, die immer wieder stört und zerstört, was die Welt als Friede ausgibt und als Friede erstrebt; es ist das sündliche Wesen in uns, das uns Menschen immer wieder den einen wider den andern entzündet; daher soviel Neid und Mißgunst, soviel Eigennutz und Ungerechtigkeit, soviel Hader und Streit, soviel Groll und Bitterkeit, was die Herzen trennt und entzweit, verbittert und verdüstert. Man hört jetzt viel von einem kommenden Weltfrieden reden, man will einen Völkerfrieden schaffen und wenn man liest, was an Haß und Hohn, an Verachtung und Verkennung, an Lüge und Entstellung, an Hochmut und Uebermut sich breit macht in der Welt, da graut es einem vor dem Frieden, der da kommen soll. Wir stehen in der größten staatlichen Umwälzung, die je ein Volk und Land erlebt hat. Eine neue Zeit will man heraufbeschwören, eine Zeit des Friedens im Lande, des Glücks und der Wohlfahrt wie nie zuvor. Und wenn man liest und hört, wie man diese Zeit herbeizuführen sucht, wie man den Namen Gottes ausschaltet und den Namen Christi ausmerzt, wie man in großen Städten Plakate anheftet mit der Inschrift: Es gibt keinen Gott, Leute helft euch selbst! und man merkt und erfährt, wie diese Selbsthilfe sich äußert und betätigt in Lug und Betrug, in Raub und Diebstahl, in Auflösung der Gebote Gottes, in Verwüstung der Moral, dann graut einem vor der Zeit des Friedens, die da kommen soll.

Die Welt kann keinen Frieden geben; es sind nichts als eitle, leere Versprechungen und Versicherungen von Friede, im besten Fall schöne Worte und wohlgemeinte Wünsche des Friedens, die sie gibt; aber die Kraft des Friedens, die beseligende Ruhe des Friedens„ kurz den wahren, wirklichen und vollkommenen Segen des Friedens kann sie nimmermehr geben. Aeußere Verhältnisse, sie seien noch so schön und glänzend, schaffen keinen Frieden und geben kein wahres Glück. Und wenn du die ganze Welt gewönnest und alles in Hülle und Fülle besäßest, was sie bieten und geben kann, alle Schätze und Reichtum an Schönheit und Gesundheit, Geld und Gut, Ehre und Ansehen, Verstand und Wissen, Klugheit und Geschicklichkeit, Erfolg und Wohlergehen, so müßtest du doch ohne Gott und Christo mit dem großen Dichter, dem verwöhntesten Schoßkind des irdischen Glücks, klagen und seufzen:

Süßer Friede, süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Willst du Friede haben, so komme zu Jesu, der gesagt und verheißen hat: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch". Jesus hatte den Frieden; er hat ihn in die Welt hereingebracht. „Friede auf Erden", sangen die Engel über seine Geburt in Bethlehem. Er hat den Frieden betätigt und bewahrt in seinem ganzen Leben, Wandel und Wirken, in einem Leben der bittersten Armut, der Entsagung und Entbehrung, in Feindschaft und Haß der Welt bis zum schrecklichsten Kreuzestod, bewahrt in der Gemeinschaft mit Gott, seinem Vater im Himmel. Und er hat den Frieden gestiftet zwischen uns und unserem Gott; er hat uns mit Gott versöhnt durch sein heilig Leben, Leiden und Sterben; er hat den Fluch des Gesetzes getilgt; er hat unsere Sünden auf sich genommen, getragen und gesühnt, der von keiner Sünde wußte, wurde für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Friede hätten. Jesus hat den Frieden mit Gott gebracht, bewährt und erworben für uns; es ist *sein* Friede; meinen Frieden gebe ich euch; er ist *unser* Friede; in ihm ruht, an ihm haftet unser Friede.

Und diesen Frieden hat Jesus nicht mitgenommen, als er die Welt verließ und

zum Vater ging, sondern seinen Jüngern zurückgelassen; er sagt ausdrücklich: „Den Frieden lasse ich euch." Er hat ihn zurückgelassen als sein teuerstes, kostbarstes Vermächtnis; er hat das sicherste Pfand, die gewisseste Bürgschaft desselben gegeben, seinen Geist, den heiligen Geist, den andern Tröster oder Beistand, der als voller Ersatz seinen Jüngern alles sein soll, was er ihnen war. Und der ist's, der Zeugnis gibt unserem Geist, daß wir Gottes Kinder sind; er ist's, der es als beseligende Wahrheit unserem Herzen versiegelt: „Ich bin versöhnt mit Gott der mir alle meine Sünden vergibt und heilet alle meine Gebrechen; ich bin ein Erbe des ewigen Lebens, des himmlischen Reiches; ich habe Friede mit Gott, Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft".

So ist es Jesu Geist, der heilige Geist, der den Frieden uns gibt und mitteilt. Willst du drum Frieden haben, wahren, vollkommenen Frieden, nicht eine tote Ruhe und kalte Empfindungslosigkeit, mit der sich so viele Leute wappnen, daß sie nichts mehr tiefer berührt und angreift, es mag noch so schlimm kommen, nicht auch ein falscher Frieden, wo man sich kein Gewissen macht über seine Sünde oder mit sich selbst zufrieden ist und Gott Gott sein läßt und nach der Ewigkeit nicht fragt. Willst du Frieden haben als inneres beseligendes Glück des Herzens, als alles überwindende Stärke der Seele, als Ruhe und Stille des Gemüts, die der Christen gutes Teil ist und bleibt mitten in aller Angst, mitten unter allem Streit der Welt, dann laß dich erfüllen, treiben und regieren vom Geiste Jesu, dem heiligen Geist, dem Geist des Friedens mit Gott und mit den Menschen.

Wie man hört, rüstet man sich hie und da zu einer Friedensfeier. Nur mit schmerzlicher Wehmut können wir einer solchen entgegengehen. O, daß wir da um so mehr an Jesu Verheißung halten und sie mit gläubigem Herzen aufnehmen wollten: „Den Frieden lasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt." Darum:

Gib Frieden, Herr, gib Frieden;
Die Welt will Streit und Krieg,
Die Stille wird gemieden,
Der Wilde hat den Sieg;
Und Unruh' herrscht auf Erden
Und Lug und Trug und List.
Ach laß es Friede werden,
Du Friedefürst, Herr Jesu Christ.

— Gemeindeblatt, 1. Juli 1919.

Die zwei Wege.

Es war Neujahrsnacht. Ein betagter Mann stand an einem Fenster. Er erhob seine traurigen Augen gegen den tiefblauen Himmel, wo die leuchtenden Sterne schwammen, gleich Lilien auf der Oberfläche eines ruhigen, blauen Sees. Dann richtete er sie auf die Erde, wo weniger hoffnungslose Wesen als er, sich nun gegen ihr gewisses Ziel, das Grab bewegten. Schon hatte er sechzig dieser Neujahrsstationen passiert und von seiner ganzen Lebensreise nichts als Irrtümer und Reue mitgebracht. Seine Gesundheit war ruiniert. Seine Seele war betrübt und sein Herz leer und des Trostes bar. Die Tage seiner Jugend erschienen ihm im Geiste wieder, und er rief den feierlichen Augenblick zurück, da sein Vater ihn an den Eingang zweier Wege gestellt hatte, von denen der eine in ein friedliches, sonniges Land mit fruchtbaren Feldern und süßen, sanften Liedern führte, während der andere den Wanderer in eine tiefe, dunkle Höhle leitete, daraus kein Herauskommen möglich war, wo Gift statt Wasser floß und Schlangen zischend herumkrochen. Erschrocken schaute der alte Mann wieder gen Himmel, und in seiner Angst rief er aus: „O Jugend, kehre wieder! O Vater, stelle mich noch einmal an den Eingang des Lebens, damit ich den besseren Weg wählen kann!" — Aber die Tage seiner Jugend waren vorübergegangen, und sein Vater war nicht mehr da. Er sah wandernde Lichter weit weg über die dunkeln Sümpfe schwimmen und dann verschwinden. Dieses waren die Tage seines vergeudeten Lebens. Zuletzt sah er einen Stern vom Himmel fallen und in der Finsternis verschwinden. Das war das Sinnbild von ihm selber.

Da trafen scharfe Pfeile der Reue ihn tief ins Herz. Er erinnerte sich seiner früheren Kameraden, die mit ihm in das Leben getreten, aber die Pfade der Tugend und der Arbeit gewählt hatten und nun glücklich und geehrt waren.

Die Uhr im hohen Kirchturm schlug zwölf, und wie der Ton an sein Ohr klang, rief er seiner Eltern Liebe, die sie zu ihm gehabt, und die guten Lehren, die sie ihm gegeben hatten, zurück. Er gedachte der vielen Gebete, d iedie Eltern seinethalben dargebracht hatten. Ueberwältigt von Scham und Kummer wagte er es nicht mehr, gen Himmel zu schauen, wo sein Vater wohnte. Seine Augen vergossen Tränen, und mit verzweifelter Anstrengung rief er laut: Komme wieder, meine Jugend, komme wieder!"

Und seine Jugend kam wieder, denn alles das war nur ein schrecklicher Traum seiner erhitzten Phantasie gewesen. Er war noch jung, und daß er den verkehrten Weg betreten hatte, war wahr. Inbrünstig dankte er Gott, daß er noch Zeit hatte umzukehren, und daß er nicht in jene tiefe, dunkle Höhle eingetreten war, sondern noch frei war, den Weg zu betreten der in das friedliche Land sonniger Ernte führt.

O ihr jugendlichen Seelen, die ihr noch auf der Schwelle des Lebens steht und nicht wißt, welchen Weg ihr wählen sollt, wählet den schmalen Weg, der zum Himmel führt, und nicht den breiten, der alle, die auf ihm wandeln, in's ewige Verderben bringt. Denket daran, daß alle diejenigen, die hier auf Erden in den Lüsten und Vergnügungeng dieser Welt gelebt haben, einmal wenn die Jahre vergangen und sie an dem Eingang des finstern Todestales angekommen sind, sie laut, aber umsonst rufen werden: „O Jugend, kehre wieder! O gib mir meine früheren Tage wieder." Wer aber den schmalen Weg erwählt, und sich von der treuen Hirtenhand unseres Heilandes hat führen lassen, der wird einmal mit Freuden eingehen in die Herrlichkeit des ewigen Vaterhauses droben im Himmel.

Die Templer.

Aus dem „Bote aus Zion".

Von allen europäischen Völkern ist es nur den Deutschen gelungen, trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten und Hindernisse, trotz der Mißwirtschaft der türkischen Regierung blühende und Dauer verheißende Niederlassungen auf dem Boden Palästinas zustande zu bringen. Das Verdienst dieser in vaterländischer und wirtschaftlicher Hinsicht höchst anerkennenswerten Leistung gebührt den „Templern". Unsere Leser erinnern sich, wie die Engländer bei ihrer Eroberung Palästinas auch eine Niederlassung der deutschen Templer beschossen und nachher ihre Bewohner in die Gefangenenlager nach Aegypten verbrachten. Und jetzt am Ende des Krieges, fragt sich mancher, der Palästina kennen gelernt hat, was wohl aus den vielgerühmten „Templerkolonien" geworden sei. Wir wollen daher unseren Lesern einen kurzen Ueberblick über ihre Geschichte geben.

Die „Templer" sind durchweg Württemberger. Sie entstammen den dortigen Pietistenkreisen, entfernten sich aber durch die von ihnen eingeschlagene Richtung immer entschiedener von diesem Mutterboden, bis es zu einer völligen Scheidung von der evangelischen, ja in gewissem Sinne auch von der christlichen Kirche kam. Um die Zeit des Revolutionsjahres 1848 ist der Templerverein entstanden. Im Kampfe gegen die Tübinger kritische Theologenschule stand damals mit in vorderer Reihe der schwäbische Theologe Christoph Hoffmann, ein Sohn des Begründers der Gemeinde Korntal, Bruder des nachmaligen Oberhofpredigers in Berlin. Er kam zu der Meinung, daß eine Gesundung unserer kirchlichen und gesellschaftlichen Zustände auf dem Boden des verderbten Abendlandes nicht mehr möglich sei. Vielmehr glaubte er die Weissagungen der alttestamentlichen Propheten dahin verstehen zu sollen, daß der wahre „Tempel" Gottes nur in Palästina gebaut werden könne. Alle wahrhaft Bekehrten sollten nach Palästina auswandern und so an Ort und Stelle zur Erfüllung der Weissagung mithelfen. Aehnlich wie sein Vater einst die Gemeinde Korntal zur Sammlung von Gläubigen in Württemberg begründet hatte, so sollte jetzt Palästina für die Christenheit ein „Korntal" im großen werden. So rief er zur Sammlung des „Volkes Gottes" in Jerusalem auf. Dort sollte die Heilung der Völkerkrankheiten durch den Bau des Tempels erfolgen, das heißt durch die Bildung einer von den bestehenden Kirchen unabhängigen, aber ähnlich der ersten Christengemeinde auf christlicher Grundlage errichteten Gesellschaft.

Im Jahre 1854 trat der erste Ausschuß für die „Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem" zusammen. Zwei Jahre darauf wurde der Kirschenhardthof bei Marbach am Neckar angekauft und zum Mittelpunkt

des „Volkes Gottes“ gemacht. In den folgenden Jahren wurden die Verhältnisse in Palästina durch „Kundschafter“ erforscht. Im Jahre 1868, als der Tempelverein im ganzen 3000 Seelen zählte, siedelten die beiden Vorsteher Hoffmann und Hardegg mit einer zunächst kleinen Schar von Anhängern nach Palästina über. Die erste Niederlassung wurde in Haifa begründet wo zu Füßen des grünenden Karmels, an der blauen Meeresbucht von Akka, in schönster Lage zunächst 22 Morgen meist unbebauten Landes gekauft wurden. Bald folgte eine zweite Niederlassung in Jafa. An beiden Orten zusammen zählte man im Jahre 1869 hundert Templer. Zur Ansiedelung wurden nur tüchtige Glieder zugelassen, die auch über Vermögen verfügten. Auch in Jerusalem siedelten sich 1870 etwa 25 Templer an. Nichtt wenige von ihnen hatten vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges die alte Heimat verlassen, um dem Kriegsdienste zu entgehen. Sie waren der Ueberzeugung, daß nun Europa der Schauplatz wilder Kämpfe werden und dann in der allgemeinen Sturmflut untergehen werde.

Der glückliche Ausgang des deutsch-französischen Krieges brachte einen großen Stimmungsumschwung. Der Vorstand des „Tempels“ warnte seine Anhänger öffentlich davor, nach Palästina auszuwandern, um sich der Heerespflicht zu entziehen. Man freute sich, daß der deutsche Name in der Welt plötzlich einen so guten Klang erhalten hatte und war stolz darauf, deutsch zu sein, wiewohl die Ansiedler bei ihrer Auswanderung bedauerlicherweise ihr württembergisches Staatsbürgerrecht aufgegeben hatten.

Im Jahre 1871 wurde die Ackerbaukolonie Sarona bei Jafa begründet. Auch hier wurden nur vermögliche Ansiedler zugelassen, die außer Ankaufs- und Baukosten mindestens zwei Jahre ohne weiteres von ihrem Vermögen leben konnten. Die Anpassung an den fremdartigen Himmelsstrich forderte in der ersten Zeit manches schmerzliche Todesopfer. Aber diese Schwierigkeiten wurden bald überwunden, und schon im Jahre 1874 hatte Haifa 56 Familien, Jafa 40 Familien mit ansehnlichem Landbesitz, wozu auch die nahegelegene Zweigkolonie „Walhalla“ gehörte. In demselben Jahre wurde die vierte Templerkolonie Rephaim bei Jerusalem, an der Straße nach Bethlehem, begründet. Dorthin verlegte auch der Leiter des Tempels, Christoph Hoffmann, seinen Sitz. Von hier aus richteten die Templer einen regelmäßigen Wagenverkehr in Palästina ein. Jeden Tag fuhr zwischen Jerusalem auf dem Gebirge und Jafa am Meere ein Wagen ab, wozu eine besondere Fahrgesellschaft 23 Wagen und 40 Pferde hielt. Bei dem großen Andrang von Fahrgästen machte sie gute Geschäfte. Diese Einrichtung war damals in Palästina, wo man seit undenklichen Zeiten keine andere Art des Reisens kannte als das Reiten zu Esel, Pferd oder Kamel, einer der größten Kulturfortschritte.

Eine schwere Zeit war im Jahre 1876 die des russisch-türkischen Krieges. Handel und Verkehr stockten. Die Unsicherheit nahm zu. Das Geld war teuer. Angesichts der drohenden Haltung der Eingeborenen mußte sich die Niederlassung bei Jafa in Verteidigungszustand setzen. Die junge Mannschaft wurde zum Waffendienst eingeübt, Waffen und Schießbedarf eingekauft. Da erinnerte sich das Deutsche Reich seiner fernen Kinder, die, obwohl ohne Staasbürgerrecht, doch durch Blut und Abstammung Glieder des deutschen Volkes waren. Kaiser Wilhelm 1. befahl dem Kriegsschiffe „Gazelle“, zum Schutz der bedrohtten Deutschen nach Palästina zu dampfen. Es war für das Morgenland ein noch nie gesehener Anblick, als ein deutsches Kriegsschiff mit drohenden Kanonenschlünden in jenen Gewässern erschien. Alle Deutschen aber atmeten auf. Als am 1. April 1876 die „Gazelle“ auf der Reede vor Jafa erschien, waren die Eingeborenen auf einmal wie umgewandelt, höflich und unterwürfig. Der „Gazelle“ folgte am 5. Juni ein ganzes Geschwader unter Konteradmiral Batsch. Da merkte man im Morgenlande erstaunt, daß das neue Deutsche Reich seinen Angehörigen kein Haar ungestraft krümmen ließe.

Im Jahre 1878 trennte sich Hoffmann mit dem Tempelverein von wesentlichen Grundlagen der christlichen Kirche, indem er die Sakramente und den Glauben an den dreieinigen Gott abschaffte. Auch das Neue Testament wurde zugunsten der „Weissagung“ in den Propheten des Alten Testaments zurückgestellt. Auf diesem Wege konnten doch viele der älteren, den württembergischen Pietistenkreisen entstammenden Ansiedler ihrem bisherigen Führer nicht mehr folgen. So kam es, daß in den folgenden Jahren Teile des Tempelvereins in Jafa und Haifa zur evangelischen Kirche zurückkehrten. Sie bildeten fortan selbständige Gemeinden mit eigener Kirche und Schule und erhielten ihre kirchliche Versorgung vom Evangelischen Ober-Kirchenrat in Berlin.

Große wirtschaftliche Schwierigkeiten standen der mit zäher Ausdauer geleisteten Kulturarbeit der Templer in der verderblichen türkischen Grund- und Steuerordnung entgegen. Aber die deutsche Regierung und auch der Reichstag traten entschieden für sie ein, und so wurden mit der türkischen Regierung erträgliche Abmachungen getroffen. Nun konnten die braven deutschen Ansiedler weiter arbeiten. Im Jahre 1890 zählte Haifa 454, Jafa 320, Sarona 269, Rephaim 300 Seelen, zu deren Beschäftigung und Ernährung der Landbesitz durch Zukauf erheblich erweitert werden konnte.

Die ursprünglich religiösen Meinungen und Beweggründe der Templer traten mit der Zeit mehr und mehr zurück. Ich weiß nicht, ob es heute noch einen Templer gibt, der die hochgespannten Hoffnungen Christoph Hoffmans im Ernste für richtig hält, daß der kleine Verein mit seinen Niederlassungen in Palästina das wahre „Volk Gottes“ auf Erden darstelle, und daß von ihm eine Erneuerung der ganzen entarteten Christenheit ausgehen werde. Diese kühnen Gedanken waren gut gemeint, haben sich aber durch den Gang der Dinge als irrig erwiesen. Jedenfalls haben die Templer für Palästina ein höchst anerkennenswertes Kulturwerk getan und zugleich dem deutschen Namen auf wirtschaftlichem Gebiete alle Ehre gemacht. Das ist auch von der deutschen Heimat aus voll anerkannt worden.

Der Kaiserbesuch im Jahre 1898, der im ganzen Morgenlande das Ansehen des Deutschen Reiches gewaltig hob, kam auch den Templern in vielfacher Hinsicht zustatten. So wurde ihnen, die einst ausgewandert waren, nach langjährigen vergeblichen Bemühungen das deutsche Staatsbürgerrecht wieder verliehen. Eine höhere deutsche Schule wurde in Jerusalem errichtet, in welcher auch die Einjährig-Freiwilligen-Prüfung vorgenommen werden konnte. Eine Siedlungsgesellschaft mit 300 000 Mk. Stammkapital wurde begründet, zu der auch der Kaiser und der württembergische König je 10 000 Mark beisteuerten. Dadurch wurde es möglich, noch zwei weitere Kolonien, die fünfte und sechste, zu begründen. Die eine, Wilhelma, liegt zwischen Jafa und Jerusalem in gesunder, fieberfreier Gegend, die andere, Beet-Lahem, mit Berg- und Waldland zwischen Haifa und Nazareth. In der nächsten Nachbarschaft dieses Beet-Lahem haben auch die kirchlichen evangelischen Ansiedler eine siebente landwirtschaftliche Niederlassung Waldheim bei Umm el amed, für für 170,000 Franken erworben und ausgebaut.

So hatten sich bis zum Kriegsausbruch in Palästina auf dem Gebirge bei Jerusalem, am Meere bei Jafa und Haifa, in Galiläa nahe bei Nazareth diese sieben deutschen Niederlassungen nach tapferer Ueberwindung großer Anfangsschwierigkeiten durch Fleiß und Tüchtigkeit zu erfreulicher Blüte emporgearbeitet, und eine noch größere Zukunft schien vor ihnen zu liegen. Deutsche Art und Sitte wurden hier in unverbrüchlicher Treue und Liebe gepflegt, so daß man sich in ihren Gassen in die alte Heimat zurückversetzt wähnte. Durch sie wie durch die großartigen deutschen Missions- u. Liebesanstalten hatte der Deutsche im ganzen Lande ein Ansehen und einen Einfluß gewonnen, womit sich keine andere Nation auch nur entfernt messen konnte. Auch den deutschen Handel und die deutsche Schiffahrt hatten sie an die entlegenen Küsten Palästinas gelockt, so daß auch auf diesem Wege die Verbindungen mit dem Mutterlande immer fester geknüpft wurden.

Da kam im August 1914 der Weltkrieg. Wie unglücklich er für alles, was auf dem Erdenrund deutschen Namen trägt, geendet hat, ist bekannt. Was aus den Templerkolonien werden wird, ist zur Stunde noch in Geheimnis gehüllt. Die Templer von Rephaim (Jerusalem), Jafa, Haifa, Wilhelma sind, soweit sie nicht rechtzeitig nach Norden entkamen, ebenso wie die der evangelischen Kirche angehörigen Deutschen Jerusalems in die Gefangenschaft nach Aegypten gewandert. Dagegen wurden die

Bewohner der galiläischen Niederlassungen, im evangelischen Waldheim, im templerischen Beet Lahem, ruhig an Ort und Stelle belassen, wo sie nach wie vor ungehindert ihren Geschäften nachgehen. Was das endgültige Schicksal dieser schönen deutschen Kulturarbeit sein wird, das werden uns wohl die nächsten Monate lehren.

Hülfswerk-Notizen.

(Aus „Gospel Herald")

1. In Frankreich. „Während des verflossenen Monats haben in unserm Abri in Rheims 2920 Personen geschlafen und die meisten von ihnen Erfrischungen erhalten, manchmal Abendbrot und morgens Kaffee, manchmal nur eine Tasse Chokolade oder Kaffee, das Stück Brot oder Wurst hinunter zu spülen, welches sie aus ihren Bündeln ans Licht bringen. — manchmal Milch, die Flasche für den Säugling zu füllen. Andere Familien kehrten hier ein, um zu ruhen, wenn die Bahnzüge ihnen nicht passend kamen, und Mütter lassen bisweilen ihre Kinder hier zum Spielen, während sie Aufträge in der Stadt besorgen. Jede Nacht sind die Schlafräume gefüllt. Eines Abends hatten wir die Aufgabe zu lösen, wie fünfundvierzig Damen in achtundzwanzig Betten unterzubringen seien; und oft schlafen Männer in der Abteilung für Männer auf dem Fußboden. Wir sind gezwungen alle abzuweisen, außer Franzosen und Belgier, da wir nicht für alle hier Obdach Suchende Raum haben. Die Obrigkeit wünscht, daß dies Werk fortdaure da hier sonst keine Nachtherberge zu haben ist."

* * *

Noch viel mehr Familien sind nach Aubreville zurückgekehrt, und in Neuville ist ein Sammelplatz der Dorfbewohner. Die Schule in Lochers wird noch fortgesetzt und, obgleich die Kinder sehr zurückgeblieben sind, machen sie doch gute Fortschritte. Die Leute scheinen den kommenden Winter sehr zu fürchten, da sie jetzt weniger Geld haben werden als gewöhnlich."

* * *

Die Vieh-Verteiler versuchen diesen Monat die Bedürfnisse der Leute zu befriedigen, welche zu den Dörfern zurückgekehrt sind seit der letzten Verteilung. Und wenn dies getan ist, dann ist unsere Arbeit hier beendigt. Während dieses Monats haben wir verkauft: 3,025 Hühner. 292 Hasen, 187 Ziegen, 7 Kühe, 43 Schweine und 120 Schafe. Nächsten Monat werden wir imstande sein, einen vollständigen Bericht zu geben über die Zahl des durch dieses Department umgesetzten Geflügels und Viehes, was eine sehr große Hilfe ist für fast jede Familie in den hundertunddreißig Dörfern, einen neuen Anfang mit der Viehzucht zu beginnen.

* * *

2. Indien. Ich kann euch es nicht schildern wie beschäftigt wir während dieser heißen Jahreszeit waren, wo die Cholera so schlimm wütete und die von der Hungersnot betroffenen Leute täglich zu fünf, zehn und sogar fünfzehn kamen. Das Extrageld war uns eine große Hilfe. Wer nur konnte, klopfte Steine. Vom 15. Mai bis zum 10. Juni hatten wir die eigentlich heiße Zeit; 114 Grad war wohl die höchste Hitze; wir wußten fast nicht, was wir mit den Kranken anfangen sollten. Isa Das' Vater starb an der Cholera, so auch der Blinde Stephan. Es kam sehr nahe dazu, daß wir auch eine Anzahl Anderer verloren. Die kleine Bisahin, ein Aussäzzigen-Mädchen, vom Aussatz selbst nicht angegriffen, Bahorik's Frau und Kind, und William, ein Waisenknabe, liegen an der Cholera darnieder. Einer der Insassen des Männer-Altenheims kam dem Tode auch sehr nahe. Er kam in der heißen Jahreszeit zu uns mit zwei kleinen Mädchen. Die jüngste, ungefähr drei Jahre alt, war von den ausgestandenen Entbehrungen mehr tot als lebendig, weshalb wir sie hier im Hause hielten. Sie sieht jetzt wohlgenährt aus, kann aber trotzdem noch nicht allein gehen. Sie geht, wenn ihre Schwester sie führt, doch sind ihre Beine noch dünn und mager.

* * *

Ich wünsche, ich könnte euch jetzt durch unser Haus führen. In der Vorhalle der Hinterseite sind zwei alte Frauen, ein alter Mann, eine Witwe von mittlern Jahren und drei Kinder mit ihren schmutzigen Lumpen, Körben, Wasserkrügen u. s. w. Sie sind hier um sich von den ausgestandenen Entbehrungen zu erholen. Wenn es regnet, müssen sie in unsere Offize kommen. Sobald sie zu Kräften kommen, schicken wir solche Leute an die Arbeit und lassen sie in leerstehende Häuser der Christen wohnen.

In der Vorhalle auf der westlichen Seite haben wir eine alte Frau und ihre kleine Tochter, welche sehr krank und verhungert war, als sie zu uns kam, aber jetzt gesund ist und fett wird. Hier sind auch die beiden Mädchen, welche mit ihrem Vater kamen, die ich bereits erwähnte, — ein ganz kleiner Knabe, jetzt zwei Mnoate alt, und ein kleines Telin-Mädchen. Der kleine Knabe war fünfzehn Tage alt, als er zu uns gebracht wurde, ein elendes, verhungertes Kind. Man hatte ihn mit Reiswasser genährt, und daher war die Verdauung schlecht, was uns anfangs viel Sorge und Mühe machte. Jetzt aber macht er sich gut heraus, und wenn er in einigen Monaten fett wird, will Saul in Meradev ihn haben.

Das kleine Telin-Mädchen war von ihrer Mutter in den Dschungeln hinter Meradev ausgesetzt worden in der Hoffnung, daß ein wildes Tier sie auffressen werde. Aber irgendwie hatte Saul davon gehört und er und noch ein Mann gingen mit einer Laterne des Nachts, sie zu suchen. Das kleine Mädchen sahe das Licht und kam kriechend auf sie zu. Sie konnte nicht gehen, obgleich sie ungefähr vier Jahre alt war, weil sie durch den Hunger so geschwächt war. Die Polizei, welche davon gehört hatte, durchsuchte die Dörfer nach der Mutter und sperrte sie auf einige Tage ein. Dann zwang sie dieselbe, ihr Kind zu uns zu bringen. Das Kind hat eine schwere Zeit durchgemacht, bessert jetzt aber langsam."

3. Armenien. (Ein Tag. — Aus Orie Millers Tagebuch.) Wir entschlossen uns diesen Morgen, den Weg quer durch die Ebenen nach Tel a Biadh (das biblische Haran) zu fahren. Nach einem Frühstück und kurzen Abschied fuhren wir ab. Als wir die Ebene erreichten, stieg das Thermometer schnell bis 106 Grad im Schatten und ein sengender Wind blies. Ueber die Ebene führen keine Wege, nur Kamelpfade sind vorhanden. Wir verloren zwei Stunden bei dem Suchen einer Brücke, als wir an einen Fluß kamen. Nachdem wir 60 Meilen gefahren waren und zwei Löcher in den Gummireifen gehabt hatten, erreichten wir Rase Lain um 8 Uhr 30 Minuten. Der türkische Beamte gab uns einen königlichen Empfang und wollte für uns zur Nacht ein Zelt aufrichten, da wir jedoch bis zum nächsten Morgen in Tel a Biadh sein wollten, gab er uns einen „Handkarren" und sechs türkische Soldaten, denselben zu treiben. Wir fuhren ab um 10 Uhr 30 und fuhren die ganze Nacht, abwechselnd den Karren schiebend. Wir alle arbeiteten in Schichten von je 20 Minuten. Statt sieben, brauchten wir zwölf Stunden Fahrt. Niemand schlief auch nur einen Augenblick. Zuletzt ging uns das Wasser aus, und keinen Menschen sahen wir die ganze Strecke von 63 Meilen. Zwischen den Ruinen eines verlassenen Dorfes fanden die Soldaten einen alten Brunnen. Sie banden Gürtel und Hosenträger zusammen und ließen daran einen Feldflasche hinab. Niemand von uns wußte, ob das Wasser in gesundheitlicher Beziehung tadellos sei, doch fragte keiner darnach; es war wenigstens kühl und frisch. Nach zwei weitern Stunden angestrengten Schiebens bei der großen von den Schienen zurückstrahlenden Hitze sahen wir die Station in der Ferne. 1 Uhr nachmittag kamen wir dort an, erfuhren aber, daß bis Montag kein Zug nach Aleppo gehen werde."

Neun Jahre auf der Suche.

Eines der merkwürdigsten Erlebnisse, die der Missionar Gilvary, der Begründer der Mission unter den Laos, einem Volk tief im Innern von Siam (Hinterindien) an dem Oberlauf des gewaltigen Menam- und Mekhong-Stromes, während seiner mehrere Jahrzehnte umspannenden missionarischen Wirksamkeit gehabt hat, war seine Begegnung mit einem Lao-Manne namens Nan Ta und was sich daran anknüpfte.

Es war an einem Morgen um die Mitte des Jahres 1879, als Missionar Gilvary von einem Gang in die Stadt Tschiengmai, wo er gepredigt und gelehrt, auch ärztliche Hilfe geleistet hatte, in seine Wohnung zurückkehrte. Da wurde ihm gemeldet, es warte ein Mann auf ihn, der ihn sehnlich zu sprechen wünsche. Er ließ ihn alsbald zu sich führen. Es war ein stattlicher, junger Mann, nicht besonders groß, aber gedrungener und kräftiger, als die Laos sonst sind, etwa dreißig Jahre alt. Er nannte sich Nan Ta. Folgendes war seine Geschichte, wie er sie dem Missionar erzählte.

Nicht lange nach dessen Niederlassung in Tschiengmai — das war damals etwa zwölf Jahre her — habe er ihn zum erstenmal besucht. Er sei damals ein Mönch in dem königlichen Kloster gewesen. Aber

Sichere Genesung für Kranke durch das wunderwirkende

Exanthematische Heilmittel

(auch Baunscheidtismus genannt.)

Erläuternde Zirkulare werden portofrei zugesandt. Nur einzig und allein echt zu haben von

John Linden,

Spezialarzt und alleiniger Verfertiger der einzig echten, reinen exanthematischen Heilmittel.

Office und Residenz: 3808 Prospect Ave., S. E.

Letter Drawer 396 **Cleveland, O.**

Man hüte sich vor Fälschungen und falschen Anpreisungen.

die Stücke der Lehre, in welchen sich das Christentum von dem Buddhismus, seiner väterlichen Religion, unterschieden, hätten Eindruck auf ihn gemacht. Der Missionar habe ihm ein siamesisches Evangelium des Matthäus gegeben und ihn etliche Verse daraus gelehrt, er habe das Buch dann mit heim in sein Kloster genommen. Später habe er den Missionar mehrere Male aufgesucht und sich über allerlei ihm unverständliche Punkte Aufklärung erbeten. Er sei der Schützling des Fürsten Kawilorot, des Herrschers von Tschiengmai, gewesen. Dieser habe die Kosten für seine Ausbildung und seinen Unterhalt als Mönch in dem Kloster bezahlt. So sei er des Fürsten „Luk keo" (etwa „Goldsohn") gewesen; wir würden sagen: sein Patenkind. Nicht lange darnach habe er aber das Kloster verlassen, habe sich verheiratet und auf dem Lande niedergelassen. Auch von da aus habe er noch fortgefahren, dann und wann zu den christlichen Gottesdiensten sich einzustellen. Dann sei die Christenverfolgung in Tschiengmai ausgebrochen und diese habe seinen Besuchen ein jähes Ende bereitet.

Diese Christenverfolgung geschah im Jahre 1869 und ging von dem Fürsten Kawilorot aus. Zwar hatte dieser dem Missionar selbst die Erlaubnis erteilt, sich in Tschiengmai niederzulassen, dort das Evangelium zu verkündigen, die Jugend in Schulen zu lehren und dem Volk ärztlich in Krankheitsnöten zu helfen. Aber als sich in dem genannten Jahre die ersten seiner Untertanen zum Christentum bekehrten, wurde er stutzig. Sie hatten, ohne seine Genehmigung einzuholen, gewagt, ihre väterliche Religion zu verlassen und die des Ausländers anzunehmen. Bahnte sich da am Ende etwas Neues an? Sollte etwa in Zukunft nicht mehr sein Wille das oberste Gesetz im Lande sein? Wollten sich wohl gar die Christ Gewordenen seiner Botmäßigkeit entziehen? Sein Argwohn wurde rege. An seinem Hofe lebte ein portugiesischer Abenteurer, ein gewissenloser Mensch, dem die Anwesenheit der Missionare schon längst ein Dorn im Auge war, weil sie ihm in der Ausübung seiner schnöden Werke ein Hindernis waren. Dieser Mann verstand es schlau, den Argwohn Kawilorots zu nähren und seinen Zorn gegen die vom Glauben der Vorfahren Abgefallenen zu heller Glut anzufachen. Während sich der Fürst noch ganz freundlich gegen die Missionare stellte, hatte er doch heimlich schon den hinterlistigen Anschlag gemacht, ihre Anhänger aus dem Wege zu räumen, und hatte seinen Beamten schon einen dahingehenden Befehl zugehen lassen. Verschiedene Christen sind damals diesem Befehl zum Opfer gefallen und haben als Märtyrer des christlichen Glaubens ihr Leben gelassen.

Nan Ta war diesem Schicksal entgangen. Es war kurz vor der Ausführung des Mordbefehls, da traf er zufällig unterwegs mit einem befreundeten Mönch zusammen. Der fragte ihn, ob er schon wisse, daß sein Haus ihm über dem Kopfe angezündet werden solle. Er sei doch ein Pflegesohn des Fürsten gewesen, und nun sei er trotzdem abtrünnig geworden und zu den Ausländern übergegangen; darüber sei der Fürst im höchsten Maße aufgebracht. Er gebe ihm den wohlgemeinten Rat, sich die Sache noch einmal gründlich zu überlegen, ehe es zu spät sei. Damit war der Mönch eilig seiner Wege gegangen. Die Nachricht hatte den ahnungslosen Nan Ta begreiflicherweise sehr betroffen gemacht. Was war nun zu tun? Zeit war jedenfalls nicht zu verlieren. Er durfte nicht einmal wagen, nach Hause zurückzukehren, um von seiner jungen Frau Abschied zu nehmen. Er stahl sich, um Rat zu holen, zu dem Missionsgehöft und wartete, ob vielleicht jemand herauskäme; hineinzugehen dünkte ihn zu gefährlich. Da sich aber niemand blicken ließ, schlich er endlich fort. Den nächsten Tag hielt er sich in einem verlassenen, in

Bibelstündchen für die Kleinen

Serie No. 3.

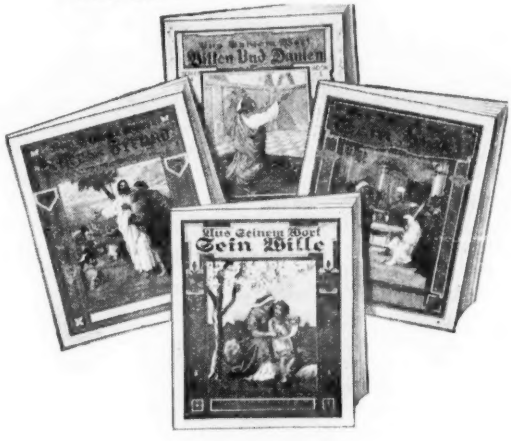
Etwas Neues und Originelles in biblischen Geschichtenbüchern für kleine Leute. Jedes Büchlein ist vollständig in sich selbst, oder sie können als Serie gebraucht werden. Sie eignen sich für Kinder von sechs bis sieben Jahren. Größe 5½ bei 6½ Zoll. Die Titel sind:

Erstes Heft:
Schöpfer und Heiland.
Zweites Heft:
Beschützer und Führer.
Drittes Heft:
Gottes Haus und Anbetung.
Viertes Heft:
Prophet und König.

Jedes Heft, 32 Seiten, enthält 12 kolorierte Illustrationen, feine Papier Decke.
Preis in Quantitäten von 6 oder mehr Exemplaren, 12c.
Einzelne Exemplare .15

Serie No. 4.

Von diesem beliebten biblischen Geschichten- und Bilderbuch ist soeben eine neue Serie erschienen. Die Größe dieser Serie ist 6x7½ Zoll. Jedes Büchlein hat zwölf schöne farbige Bilder, die in jedem Falle eine volle Seite ausmachen. Die biblischen Erzählungen sind in sehr einfacher Sprache geschrieben und werden für Kinder von sechs bis acht Jahren von großem Interesse sein. Ein jedes Kind wird Freude an diesem Büchlein haben. Jedes Heft hat steifen Papier-Einband mit einem farbigen Bild auf der Vorderseite.



Die Titel dieser Serie sind: Erstes Heft, **Bitten und Danken;** zweites Heft, **Aus seinem Wort;** drittes Heft, **Sein Werk;** viertes Heft, **Sein Wille.**
Preis in Quantitäten von 6 oder mehr Exemplaren, 16c.
Einzelne Exemplare 20c.

Mennonite Publishing House, Scottdale, Pa.

Trümmern liegenden Kloster in den Bergen verborgen. Am Montag traf er eine Gesellschaft von Kaufleuten, welche nach der sechs Tagereisen entfernten Stadt Tschieng Rai, nördlich von Tschiengmai, reisten. Ihnen schloß er sich an, ohne zu sagen, wer er sei und was ihn zu ihnen führe. In Tschieng Rai angekommen, hörte er, daß die Christen am Tage nach seiner Flucht getötet worden seien. Da er in Tschieng Rai noch im Machtbereich des Fürsten Kawilorot war und daher jeden Augenblick dort angegriffen und gefangen genommen werden konnte, verweilte er nicht länger an diesem Orte. Er nahm seinen Weg weiter nach Norden hin und ruhte nicht eher, als bis er die Landesgrenze hinter sich und die Stadt Keng Tung in Barma erreicht hatte.

Hier ließ er sich nieder und wohnte daselbst drei Jahre lang. Dann kam die Kunde, der Fürst Kawilorot sei gestorben und der Fürst Intanon, sein Sohn, sei ihm nachgefolgt. Da wagte er es, nach Tschieng Rai zurückzukehren. Und wiewohl nicht ohne Besorgnis, streifte er die Ortschaften von Tschiengmai ab und drang bis nach Lakaun vor. Noch weiter zu gehen, schien ihm nicht geraten. Er kreuzte das Tal des Me Peng südlich von Tschiengmai und ging über den Salwen wieder nach Barma hinein. Eine Zeitlang hielt er sich bei den Roten Karaenen auf, dann wandte er sich nach Maulmein, einer großen Handelsstadt am Golf von Martaban. Da sah er das Haus eines Ausländers, kenntlich an der europäischen Bauart. Er ging hinein und fragte, ob man etwas von dem Schicksal der Missionare in Tschiengmai wisse. Man konnte ihm aber keinen Bescheid geben. Es zog ihn jedoch weiter in sein Heimatland zurück. So gelangte er in die siamesische Stadt Raheng, wo ihm erzählt wurde, die Missionare hätten Tschiengmai verlassen und seien nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt. Das war eine irrige Nachricht; vermutlich war eine Erholungsreise, die die Missionare zur Kräftigung ihrer Gesundheit unternommen hatten, vom Volke falsch gedeutet. Nan Ta war über diese Kunde sehr betrübt.

Während seiner langen Wanderungen schloß er hier und da Freundschaften, bisweilen verdiente er sich seinen Lebensunterhalt als fahrender Hausirer. In der Eile der Flucht hatte er von Hause nichts mit sich nehmen können außer seinem siamesischen Evangelium, das er beständig bei sich hatte. Er verstand Siamesisch zwar nur recht mangelhaft, aber er verwahrte das Buch äußerst sorgfältig, als wenn es ein Talisman wäre. Schließlich war das Buch vollständig zerlesen und abgenutzt. Er hatte es auch gelernt, täglich zu beten.

Eines Tages hörte er, der neue Fürst habe ein Duldungsedikt erlassen, daß jeder seiner Untertanen sich seine Religion frei wählen und unbelästigt befolgen dürfe, auf niemand sollte fortan mehr ein Zwang ausgeübt, niemand wegen seines Glaubens gestraft werden. Das war eine frohe Botschaft in seinen Ohren. Ohne Verzug kehrte er jetzt in die Heimat zurück, die Seinen wieder aufzusuchen. Er fand seine Frau, und als eine besondere Fügung Gottes sah er es an, daß sie sich während seiner langen Abwesenheit, obwohl sie gänzlich ohne Nachricht von ihm geblieben war, nicht wieder verheiratet hatte. Sie führte ihm ein liebliches, neun Jahre altes Mädchen zu: seine Tochter; sie war bald nach seiner Flucht geboren. Er sah sie also jetzt zum erstenmal. Besonders freute es ihn, zu vernehmen, daß die Missionare noch in Tschiengmai seien. Bei der ersten Gelegenheit machte er ihnen seinen Besuch; davon hörten wir am Anfang unserer Geschichte.

Da Missionar Gilvary gerade einen Sprachlehrer für die laotische Sprache nötig hatte und Nan Ta als früherer Mönch ein der buddhistischen Lehren kundiger Mann war, so überredete er ihn, als Lehrer zu ihm zu ziehen und sich gleichzeitig als Schüler in den Lehren des Christentums von ihm unterweisen zu lassen. Gern ging Nan Ta darauf ein. Gilvary erhielt in ihm einen eifrigen Schüler, der in der Erkenntnis der Wahrheit schnelle Fortschritte machte und sichtlich in der Gnade zunahm. Seine romantische Geschichte erregte viel Interesse und führte auch andere her zu. Nachdem er getauft war, wurde er ein wackres Glied der Gemeinde, später wurde er Kirchenältester, und abermals einige Jahre später erhielt er die Weihe zum Predigtamt. Tausende hörten von seinen Lippen das Evangelium, und nicht wenige wurden durch seine Worte wie durch seinen Wandel zu Christo hingezogen und wurden seine Jünger. Bis zu seinem Tode übte er in der Gemeinde einen segensreichen Einfluß aus, ein lauterer, ernster und eifriger Zeuge seines Herrn und Meisters.

Pfirsichcultur.

Pfirsiche soll man nicht in kaltem, schwerem Boden und in nassen Lagen anpflanzen, da wird und kann die Cultur niemals lohnend sein. Pfirsiche lieben einen warmen, durchlässigen, kalkhaltigen Boden und sie gedeihen am besten an südlichen Hängen, die voll von der Sonne beschienen werden. Leichter, warmer Sandboden, sofern er nur in guter Cultur und Dungkraft steht, sagt dem Pfirsich viel mehr zu als kräftiger, schwerer Lehmboden.

Pfirsiche pflanzt man entschieden vorteilhafter im Frühjahr als im Herbst. Im Herbst gepflanzte Pfirsiche leiden nur zu leicht im ersten Winter nach der Anpflanzung durch Fröste. Solange der junge Pfirsichbaum nicht fest eingewurzelt im Boden steht, ist er empfindlich und schutzbedürftig. Die Frühjahrspflanzung ist entschieden vorzuziehen, da sie den jungen Baum rasch in das Wachstum bringt und ihn der Frostgefahr des Winters enthebt. Einmal festgewurzelt im Boden ist der Pfirsichbaum viel widerstandsfähiger gegen Wetterunbilden geworden und er verträgt dann, in geeigneten Sorten angepflanzt, unseren amerikanischen Winter ohne Schutz.

Die Buschform ist für die Pfirsichcultur besonders empfehlenswert. In zwanglos gewachsenen Büschen findet der Pfirsich, der in der Jugend sehr üppig wächst, die beste und gesundeste Entwicklung. Er ist kein Baum für Zwang und Schnitt, er will sich frei ausbauen. Es hat keinen Sinn und widerstrebt der Natur des Pfirsichbaumes, ihn in Formen zwängen zu wollen. Messer und Schere kommen für ihn nur als notwendiges Uebel in Frage. Nur in der Jugend ist leichter Rückschnitt der einjährigen starken Ruten nützlich, damit der Baum ein etwas festes Gefüge bekommt. Später genügt Auslichtung und zeitweilige, verständige Verjüngung des Altgerüstes, wodurch die Lebenskraft des Baumes vorteilhaft erneuert wird. Nie ist der Pfirsich im Winter zu beschneiden, viel vorteilhafter ist der Schnitt im Frühjahr, wenn der Saft schon steigt, und dann im Sommer nach der Ernte, wenn überflüssiges Holz und trockene Triebe und Spitzen zu entfernen sind. Dann verheilen die Schnittwunden rasch und gut.

Langlebig wird der Pfirsichbaum zwar selten. Er ist ein Draufgänger, ein früher und dankbarer Träger, der sich naturgemäß rasch erschöpft. Nach zehn bis zwölf Jahren ist der Busch abgewirtschaftet. Fächer an der Handwand mögen ein paar Jahre länger einträglich bleiben. Aber der Pfirsich ist eine so köstliche Frucht, daß die knapp bemessene Lebensdauer des Baumes uns niemals abhalten kann, ihn überall dort im Garten und am Hause anzupflanzen, wo Platz und Lage sein Gedeihen sichern.

Soeben erschienen.

Der Mensch und die Menschwerdung Jesu Christi.

Von Gustav Enß, Aeltester der Gemeinde Hoffnungsfeld, Moundridge, Kans.

Dieses Büchlein ist ein Zeugnis für die unanfechtbare Wahrheit der Bibel und für das alte Evangelium von dem Heil in Christo, dem eingebornen Sohn Gottes, gegen den modernen religiösen Liberalismus. Zu unserer Zeit des Abfalls von Gottes Wort ist es erfreulich, daß in unseren mennonitischen Kreisen Stimmen laut werden, die für die altevangelische Wahrheit das Panier aufwerfen zur Verteidigung und Abwehr gegen die moderne Verleugnung von wesentlichen Punkten des Glaubens. Unsere mennonitischen Gemeinden sind, Gott sei's gedankt, noch bibelgläubig. Wenn der heranwachsenden Generation das köstliche Kleinod des Glaubens an Gottes Wort nicht geraubt werden soll, ist es notwendig das Gift, das im Finstern schleicht, an's Tageslicht zu ziehen und davor zu warnen. Dazu will dieses Büchlein dienen. Es sollte darum von allen, die die alte Wahrheit lieben, gelesen werden. Der ganze Erlös von dem Verkauf desselben ist für innere Mission bestimmt.

Preis 25 Cents postfrei.

Zu beziehen vom
Mennonite Publishing House
Scottdale, Pa.

Zehn Jahre jünger. „Zwei Jahre lang litt ich an Magenkatarrh. Nach Gebrauch von vier Flaschen Forni's Alpenkräuter kann ich jetzt irgendeine Speise essen und sehe zehn Jahre jünger aus," schreibt Frau Bertha Großmann von Raleigh, N. C. Es gibt nichts besseres, um den Magen zu regulieren und die Verdauung zu fördern, als dies bekannte Kräuterheilmittel. Es wird nicht durch Apotheker verkauft. Wegen Auskunft wende man sich an Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill.

Die spanischen Brüder.

Von D. Alcock.

Fortsetzung

Die edle Haltung und höfliche Art des Fremden machte tiefen Eindruck auf Carlos, während seine Angst um ein krankes Kindlein wiederum jenen zu interessieren schien. Doch ging jeder mit einem Streifblick auf den andern seinen besonderen Weg ohne sich träumen zu lassen, daß ihre Pfade wenigstens noch einmal sich zu kreuzen bestimmt seien.

Die seltsame Erwähnung von seines Vaters Namen, die er erlauscht hatte, erregte Carlos' Herz mit einer unbestimmten Unruhe. Er wußte ja genug, um den kindlichen Glauben an seines Vaters fleckenlose Unschuld etwas erschüttert zu fühlen. Wenn er nun noch etwas Schreckliches, Unerklärliches zu erfahren hätte, das sein Schicksal mit dem eines überführten Ketzers verbände? Im Grund waren die verfluchten Künste der Magie und Hexerei nicht so sehr von den berechtigten Arbeiten eines Alchymisten verschieden, daß ein ungestümer oder anmaßender Gelehrter nicht leicht hätte von dem einen zum andern übergehen können. Er hatte Ursache zu glauben, daß sein Vater mit Alchymie gespielt, wenn nicht sich ihr ernsthaft gewidmet hatte. Ja, bisweilen war ihm von selbst der Gedanke gekommen, ob nicht das gefundene El Dorado am Ende nichts anderes als der Stein der Weisen sei! Denn wer die Macht erlangte, nach Belieben Gold zu machen, konnte ohne Uebertreibung als der Entdecker eines Goldlandes gepriesen werden. Aber in der Lebensperiode, worin sich Carlos befand, waren persönliche Gefühle in ihm so heiß und alles überwältigend geworden, daß unwillkürlich, was er sonst erlebte, sich immer auf diese beziehen mußte. Deshalb wünschte er sehnsüchtig von ganzem Herzen, seines Vaters Geheimnis möchte auf ihn übergegangen sein.

Eitler Wunsch! Das Gold, welches er wünschte und nötig hatte, muß aus einer weniger unzugänglichen Region, als El Dorado und ohne den Stein der Weisen geholt werden!

Don Carlos vergißt sich noch weiter.

Es kostete Carlos einige Zeit und Mühe, die Gedanken zu verscheuchen, welche Losada's Worte in ihm angeregt hatten. Doch gelang ihm dies endlich; oder richtiger gesagt: die klaren Augen und das bezaubernde Lächeln der Donna Beatriz besorgten es für ihn.

Aus jedem Traum gibt es indessen ein Erwachen. Manchmal verfliegt vor einem leisen Ton aus lächerlich geringfügigem Anlaß ein Schlummer voll der wunderbarsten Visionen, bei denen wir die Rolle von Kaisern und Königen gespielt.

„Neffe Don Carlos," sagte eines Tags Don Manuel, „ist es nicht Zeit, bald an deine Tonsur zu denken? Du bist schon lange gelehrt genug für deinen Orden und in einem vollen Hause ist für den Abendtisch bald gesorgt."

„Sehr wahr, mein Herr Oheim," murmelte Carlos erbleichend. „Aber ich habe noch nicht das kanonische Alter."

„Doch kannst du eine Dispensation erlangen."

„Wozu solche Eile? Es hat ja noch Zeit!"

„Das ist nicht so sicher. Ich höre, der Pfarrer von San Lucas steht mit einem Fuß im Grabe. Die Stelle ist eine gute und ich glaube zu wissen, an wen ich mich zu wenden habe. Habe also Acht, daß dir die Kuh nicht fortläuft, derweil du nach dem Halfter suchst!"

Mit diesen Worten auf den Lippen schritt Don Manuel hinaus. Gonsalvo, der bis dahin still in „Lazarillo de Tormes" den ersten spanischen Roman vertieft, auf einem Sofa am andern Ende des Gemaches oder vielmehr Hofes lag, brach in diesem Augenblick in lautes, krampfhaftes Lachen aus.

„Was mag der Grund deiner Fröhlichkeit sein?" fragte Carlos und wandte seine großen, träumerischen Augen müde nach ihm hin.

„Du selbst, amigo mio! Du könntest die steinernen Heiligen in der Cathedrale auf ihren Fußgestellen zum Lachen bringen. Da stehst du, blaß wie Marmor, ein lebendes Bild der Verzweiflung! Komm, erhebe dich! Was willst du tun? Willst du haben, was du wünschest oder die Möglichkeit vorübergehen lassen und dann sitzen und weinen, weil du es nicht hast? Willst du ein Priester sein oder ein Mann? Wähle sogleich, denn eins mußt du sein und beides kannst du nicht sein!"

Carlos antwortete nicht; in der Tat wagte er's nicht. Jedes Wort kam aus seinem eignen Herzen; vielleicht war es auch ohne daß er es wußte, die Stimme des großen Versuchers. Er zog sich auf sein Zimmer zurück, verriegelte und verrammelte die Tür. Zum erstenmal in seinem Leben empfand er ein dringendes Bedürfnis, einsam zu sein. Des Oheims Worte brachten ihm eine furchtbare Offenbarung. Er kannte sich selbst nur zu gut, wußte, was er wünschte, was er liebte oder vielmehr, wonach ihn mit tötlicher Heftigkeit hungerte und dürstete. Nein! kein Priesterrock! niemals! er mußte Donna Beatriz de Lavella vor Gottes Altar sein eigen nennen oder — sterben!

Dann stieg ein Gedanke auf, der ihn mit plötzlicher scharfer Pein erfüllte, ein Gedanke, den er längst hätte haben sollen: Juan! Und mit dem Namen erwachten in ihm seine brüderliche Zuneigung, sein Gedächtnis und Gewissen und bekämpften den von der Leidenschaft eingeflößten, wahnsinnigen Entschluß. Carlos' Herz war feuriger Leidenschaften fähig; sie finden sich nicht selten vereint mit Sanftmut des Gemüts, Schwäche des Willens und Empfindlichkeit der Nerven. Wehe dem Menschen, der ihre ganze Stärke in sich erfährt!

Wäre Carlos ein Soldat wie sein Bruder gewesen, den er zu verraten versucht war, so hätte er wohl mit unverletzter Ehre und Liebe aus diesem aufregenden Zwiespalt hervorgehen können, allein hier gab seine mönchische Erziehung den Ausschlag. Man hatte ihm gelehrt, daß einfache Wahrheit zwischen Mensch und Mensch von geringem Belang sei; er kannte die Kunst, hundert glaubhafte, geschickte Entschuldigungen für das zu finden, was er zu seinen Zwecken sich vornahm; jede Art von Sophistik war ihm beigebracht worden, welche in den Augen andrer wie in den seinigen das Recht in Unrecht, Schwarz in helles Weiß verkehrte. Er schmiedete mit erfindungsreicher Phantasie beim Feuer der aufgeregten Leidenschaft wahre Ketten von Gründen, in welchen mit der größten Mühe keinerlei Lücke zu entdecken war. Juan hatte nicht wie er geliebt, es konnte ihm nicht so viel daran liegen; wahrscheinlich vergaß er sogar Donna Beatriz jetzt allmählich. Heimlich flüsterte ihm auch noch der Versucher ins Ohr: vielleicht kehrt er nicht zurück — vielleicht fällt er in der Schlacht! So tief war Carlos freilich noch nicht gesunken, um dieser bösen Einflüsterung nur einen Augenblick Gehör zu geben; ob er gleich nicht mehr mit ebenso großer Freude wie bisher seines Bruders Rückkehr entgegensah. Auf jeden Fall sollte Beatriz selbst zwischen ihnen entscheiden, und da glaubte er schon zu wissen— ohne wirklichen Grund — daß sie ihm den

Ein neues Buch!

„Jesus kommt wieder"

von

H. F. Töws

Eine biblische Darstellung des zweiten Kommens Christi in klarer, einfacher Weise, zur Erbauung und Belehrung der Kinder Gottes in dieser bewegten Zeit. Hier finden sie eine Antwort auf fast alle die wichtigen Hauptfragen in Verbindung mit dem bald zu erwartenden Kommen des Herrn.

Preis 25 Cents portofrei.

Die Darstellung ist höchst erbaulich und anspornend für das christliche Leben. Papier Einband, 64 Seiten.

Mennonite Publishing House,

Scottdale, Pa.

Verlangt

werden von einer blühenden deutschen Kolonie nahe der Golfküste, tüchtige, arbeitsfreudige Ansiedler, die binnen kurzem zu Unabhängigkeit und Wohlstand kommen wollen. Nur zwei Meilen von Bahnstation. Ausgezeichnete Straßen. Rein deutsche Nachbarschaft. Wunderbares, mildes Klima, unübertroffen reiche Ernten. Nettoprofit bis zu $300 vom Acker von Feldfrüchten, bis zu $500 von Obst, Orangen, Nüssen. Billigste Lebensverhältnisse. Kohlen- und Winterkleider gespart. Keine Streiks und Unruhen. Schreibt sofort nach dem Büchlein „Der sonnige Süden". Sunny South Developing Company, Foley, Alabama, Dept. K.

Vorzug geben würde. Alsdann konnte es nur löblich und brüderlich sein, Juan auf die unvermeidliche Enttäuschung vorzubereiten. Das konnte er leicht. Klug geschriebene Briefe mochten seinem Bruder nach und nach zu erkennen geben, daß Beatriz seine Gefühle nicht teile. Er kannte Juans Stolz und aufbrausendes Wesen genügend um zu bedenken, daß wenn seine Eifersucht angeregt wäre, diese das Uebrige vollenden würde.

Ehe wir, denen von der Wiege an gelehrt worden, von Herzen die Wahrheit zu reden, uns mit Abscheu von den Ränken eines Carlos Alvarez abwenden, sollten wir uns erinnern, daß er ein Spanier war — einer Nation angehörte, die Genie und Leidenschaft für Ränke besitzt; auch war er ein Spanier des sechzehnten Jahrhunderts — vor allem ein spanischer Katholik und zum Priester bestimmt.

Die Geschicklichkeit, mit der er seine Minen legte und der Genuß, den ihm eine solche Tätigkeit gab, dienten nur dazu, ihm die seinen Plänen zugrunde liegende Falschheit und Undankbarkeit zu verdecken.

— Fortsetzung folgt.

Willig, irgendwo zu helfen.

„Das Lernen wird ihr freilich etwas schwer, aber sie ist so willig, irgend etwas und alles zu tun, daß sie, alles in allem genommen, die beste Hilfe ist, die wir je hatten. Nur eines habe ich an ihr auszusetzen, sie bringt zuviel Zeit mit Kirchengehen zu."

So erzählte mir ein Freund über ein junges Mädchen, welches in seinem Heim als Dienstmagd angestellt war.

Da ich wußte, daß die in Frage stehende Jungfrau eine treue Christin und immer bestrebt war, in allem dem Herrn zu dienen, sagte ich:

„Vielleicht wäre sie nicht so willig und treu in ihrer Arbeit, wenn sie nicht auch eine fleißige Kirchengängerin wäre."

Mein Freund erwiderte:

„An das hatte ich gar nicht gedacht, aber Sie können vielleicht recht haben. Ich finde sie oft in ihrer Mußezeit mit dem Lesen der Bibel beschäftigt, und es scheint ihr große Freude zu machen. Nun, wenn sie eine Christin ist, dann ehrt sie ihr Bekenntnis mit einem aufrichtigen Wandel. Sie ist beides, willig und treu, und ich wünsche nur, es gäbe noch mehr ihresgleichen."

* * *

„Er mein nützlichstes Mitglied?" sagte ein Prediger mit Bezug auf einen gewissen jungen Mann. „Nein, jener andere junge Mann ist meine beste Stütze."

„Das ist doch Ihr Ernst nicht?" sagte der Angeredete, den Jüngling ungläubig betrachtend. „Er hat, soweit ich sehen kann, absolut keine Gaben oder Talente."

„Er besitzt die seltene Gabe, willig zu sein, irgendeine Arbeit zu verrichten," war die schnelle Antwort. „Wenn Sie etwas vorhaben, das sonst niemand zu tun willig ist, dann rufen Sie nur mich," sagte jener Jüngling, als ich zuerst hierher kam, und ich kann mich allezeit auf ihn verlassen. Er wiegt ein ganzes Dutzend anderer auf, die immer nur ihre Arbeit selbst auswählen wollen. Herr . . . sagt: „Ich bin willig, beim Gesang die Leitung zu übernehmen, aber Sie brauchen nie zu erwarten, daß ich irgendwie sonst am Gottesdienst teilnehmen werde." Der andere jedoch, der keine besonderen Talente besitzt, sagt: „Ich bin bereit, um Christi willen irgend etwas zu tun; stellen Sie mich daher an, wo die andern sich weigern, mitzuhelfen." Darum betrachte ich ihn als mein nützlichstes Glied."

Aus diesem können wir lernen, daß einer, der willig ist, die geringste Arbeit zu erfüllen, einen Platz ausfüllen kann, wo ein anderer unmöglich irgend etwas fertigbringen würde.

Worin besteht Christi königliches Amt? Er gibt Gebote und Rechte; er regiert sein Volk; er rottet seine Feinde aus; er beschützt und belohnt die Seinen.

Niemand ist weise, er sei denn auch gläubig.

Neun unter zehn

der bekanntesten Krankheiten haben ihre Ursache in dem unreinen Zustand des Blutes, hervorgerufen durch den geschwächten Zustand der Lebensorgane.

Forni's

Alpenkräuter

hat nicht seinesgleichen um die Lebensorgane zu stärken, das Blut zu verbessern und das System zu kräftigen. Es ist ein altes, einfaches Kräuterheilmittel, das nur wohltuende Bestandteile enthält. Man frage nicht den Apotheker danach, denn es wird nur durch Spezialagenten geliefert.

Wegen näherer Auskunft schreibe man an

Dr. Peter Fahrney & Sons Co.

2501-17 Washington Blvd. Chicago, Ill.

(Zollfrei in Canada geliefert)

Lieben Sie Ihre Frau?

Innerhalb der nächsten 30 Tage erhält jeder Leser dieser Zeitung einen dieser wunderschönen Sweaters als Geschenk.

Frei

Diese Sweaters sind aus dickem, starkem Garn in einer der größten Fabriken dieses Landes gestrickt und gleichen an Aussehen, Haltbarkeit und Nützlichkeit vollkommen den wollenen Sweaters, die jetzt bei den hohen Preisen in jedem Laden zu $8.00 und mehr pro Stück verkauft werden. Sie bieten den besten Schutz gegen kaltes und nasses Wetter. Wir haben eine große Menge gekauft um jedem Leser einen schenken zu können. Vergessen Sie nicht, bei der Bestellung Ihr Brustmaß anzugeben und ob Sie einen Damen- oder Herren-Sweater wünschen. Wir haben alle Größen von 34 bis 46 Zoll Brustweite.

Der Grund, weshalb wir diese schönen Sweaters verschenken, ist um unser wunderbares Waschmittel „Fretnot" in jedes Heim einzuführen. Millionen Hausfrauen seufzen unter der Last des Waschtages. Nach langem Experimentieren ist es uns endlich gelungen, ein ganz neues Mittel zu erfinden, welches unsere lieben Hausfrauen auf immer von der Waschwannensklaverei erlöst. **Kein anstrengendes Reiben, keine aufgerissenen Fingernägel, keine Kopf- und Rückenschmerzen mehr; die wunderbaren Kräfte der Natur verrichten die Arbeit beim Kochen und die Waschzeit wird um die Hälfte verkürzt.** Die Wäsche wird weiß wie Schnee und selbst die allerfeinsten Gewebe werden nicht angegriffen. Vorzüglich für rauhe, aufgesprungene Hände. Absolut unschädlich. Mit jeder Bestellung auf 20 Pakete zum Gesamtpreis von $4.00 — für ein ganzes Jahr ausreichend — senden wir den oben erwähnten Sweater. Wir können ein so prächtiges Geschenk machen, weil wir wissen, daß Sie unser Waschmittel Ihr ganzes Leben lang kaufen werden, nachdem Sie einen Versuch gemacht haben, und uns auf diese Weise für unseren Verlust entschädigen werden. Es ist vereinbart, daß wir Ihnen Ihr Geld sofort zurückerstatten, falls unser Waschmittel nicht die angepriesenen Eigenschaften besitzt.

Frau M. Politzer, Clinton, Ind., schreibt:
Ich habe Fretnot und Sweater-Prämie bekommen und bin damit sehr zufrieden. Unsere Wäsche ist **weiß wie Schnee und ich habe nicht daran geschrubbt.** Bitte, schicken Sie mir wieder 50 Pakete.

Herr J. Kempf, Colorado Springs, schreibt:
Ihre Sendung Fretnot und Sweater habe ich mit bester Zufriedenheit erhalten. Ihre Seife ist **wirklich gut und vortrefflich.** Besten Dank auch für den schönen Sweater.

Quälen Sie sich nicht länger mit Waschbrett und Waschmaschine und lassen Sie sich Ihr „Fretnot" heute noch kommen, zusammen mit Ihrem freien Sweater. Jedermann braucht einen in dieser Jahreszeit. Da die Seifenpreise immer höher gehen, so raten wir Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, uns Ihren Auftrag sofort einzusenden. Sie werden viel Geld, Zeit und Mühe sparen.

Empire Specialties Co., 1549 N. Wells Str. M., Chicago, Ill.